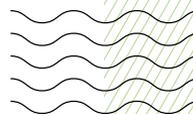
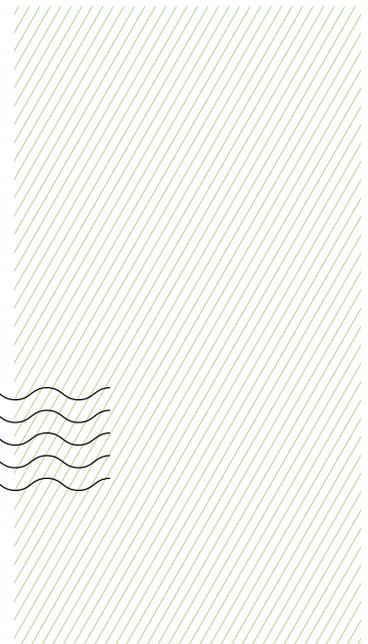
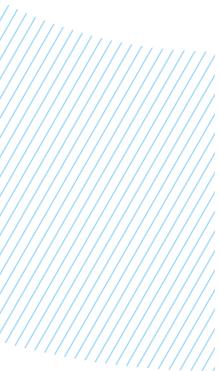


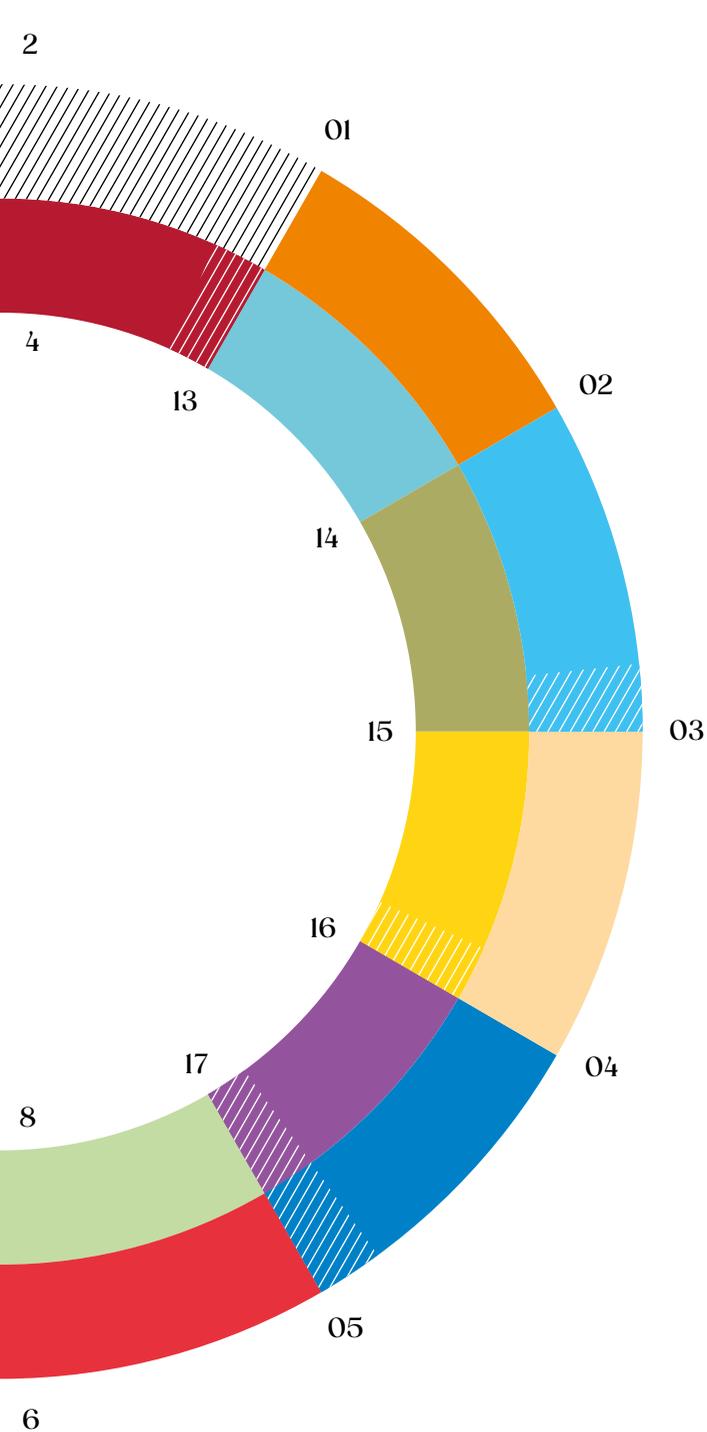
so viel gewohnt wie je

Ein Tag in Wohnungen
der Wohnbauvereinigung
für Privatangestellte in
vierundzwanzig Geschichten.



**Es wurde noch
nie so viel gewohnt
wie jetzt.**

Ein Tag in Wohnungen der
Wohnbauvereinigung für Privatangestellte
in vierundzwanzig Geschichten.



	13:00		Seite 80
	Schutzräume bauen		
	14:10		Seite 88
	Tour de France in der neuen Wohnung		
	Leyserstraße 4		Seite 93
	1140 Wien		
	15:02		Seite 94
	Lasst die Leute leben		
	16:00		Seite 100
	Der Moment der Wahrheit		
	16:50		Seite 106
	Toskana über Oberlaa		
	Fontanastraße		Seite 111
	1100 Wien		
	18:00		Seite 112
	¡Ciudad del Lago!		
	sirius Seestadt		Seite 117
	1220 Wien		
	18:25		Seite 118
	Heimvorteil		
	19:11		Seite 126
	Wir schaffen es gemeinsam		
	20:03		Seite 132
	Untertags wurde Büro gespielt		
	20:42		Seite 138
	Am Abend brüllen wir wie die Löwen		
	Leyserstraße 4A		Seite 143
	1140 Wien		
	21:14		Seite 144
	Intensive Zeiten		
	22:34		Seite 150
	Julia, Janina und Munchkin		
	23:44		Seite 156
	Man nannte ihn Bongo		
	Schenkendorfsgasse		Seite 166
	1210 Wien		



Kathrin Gaál

Wiener Vizebürgermeisterin
und amtsführende Stadträtin
für Wohnen, Wohnbau,
Stadterneuerung und Frauen

Foto: David Bohmann

Wohnen in Wien

Wien, Dezember 2021

Wohnen steht in Wien für weit mehr als den Bau von Wohnungen. Gerade in schwierigen Zeiten zeigen sich die Vorteile und Errungenschaften des Wiener Wegs besonders deutlich. Denn die Pandemie hat die Leistbarkeit, aber auch die Qualität von Wohnraum noch stärker in den Fokus gerückt.

Wien baut seit Jahrzehnten erschwingliche Wohnungen am Puls der Wohnwünsche der Wienerinnen und Wiener. Die Stadt ist aber auch auf die Zukunft gut vorbereitet: mit für den sozialen Wohnbau reservierten Flächen und innovativen Konzepten, die beständig forciert werden. Neue Wohnformen, die den gesellschaftlichen Veränderungen gerecht werden, ein weiter verbesserter Klima- und Umweltschutz sowie der schonende Umgang mit Ressourcen sind wesentliche Schwerpunkte. Wien hat sich für die Zukunft im Bereich des Wohnens anspruchsvolle Ziele gesetzt. Dass deren Umsetzung auch in Zeiten großer Herausforderungen funktioniert, hat die Stadt vielfach bewiesen.

Die Erfolgsgeschichte des sozialen Wohnbaus in Wien gründet sich auf hervorragende Partnerschaften mit gemeinnützigen Bauträgern wie der WBV-GPA. Zwei aktuelle und zukunftsweisende Beispiele dafür möchte ich ganz besonders hervorheben. Am Lebenscampus Wolfganggasse realisiert die WBV-GPA gemeinsam mit dem ÖJAB ein gefördertes Wohnheim für Lehrlinge und Alleinerziehende, das beste Standards bietet. Mit dem Projekt „sophie 7“ auf dem Areal des zentral gelegenen ehemaligen Sophienspitals verwirklicht sie gemeinsam mit der Sozialbau generationenübergreifendes Wohnen in einer neuen Dimension.

Das vergangene Jahr war sehr herausfordernd. Dass das leistbare Wohnungsangebot dennoch ausgebaut werden konnte, dass herausragende neue Projekte in Planung sind, dazu hat die WBV-GPA einen wesentlichen Beitrag geleistet. Dafür möchte ich mich bei allen Beteiligten der Wohnbauvereinigung der Gewerkschaft für Privatangestellte an dieser Stelle ganz besonders bedanken!

Ich wünsche weiterhin viel Erfolg!



Michael Gehbauer

KommR Mag.
Geschäftsführer
der WBV-GPA



Nadja Shah

Mag.^a
Geschäftsführerin
der WBV-GPA



Karl Dürtscher

Vorsitzender
des Aufsichtsrats
der WBV-GPA

Es wurde noch nie so viel gewohnt

Wien, Dezember 2021

Dieser Satz des Leiters unserer Gebietsbetreuung stand am Anfang der Konzeption des Jahrbuchs 2021 der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte. Natürlich hat er sich auf die Folgen und Auswirkungen der Coronapandemie bezogen, die nicht nur die österreichische Bevölkerung in den letzten eineinhalb Jahren in so vielen Aspekten des täglichen Lebens mit der Notwendigkeit geänderter Gewohnheiten konfrontiert hat. Ob das jetzt Homeoffice, Kinderbetreuung, Homeschooling, andere Rhythmen des Alltags oder den Wunsch nach privatem Freiraum betrifft: Das Wohnen per se ist in dieser Zeit in den Mittelpunkt des Interesses gerückt.

Um ein möglichst breites Spektrum dieser Stimmungslage und der daraus entstehenden Einschätzungen und Vorstellungen abzudecken, haben die renommierten Journalistinnen und Journalisten Saskia Blatakes, Wojciech Czaja, Maik Novotny und Anna Souček, begleitet vom Fotografen Florian Albert, eine Vielzahl von Bewohnerinnen und Bewohnern von Objekten der WBV-GPA in ihrem jeweiligen Zuhause aufgesucht und Gespräche zu diesen Themen geführt.

Menschen. Maßstäbe. Meilensteine.

So lautet bekanntermaßen das Motto der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte und entlang dieser zentralen Begriffe haben wir versucht, Menschen zu porträtieren, deren Bedürfnisse schließlich der Maßstab unseres Handelns sind. Und um die Meilensteine nicht zu vernachlässigen, haben wir uns auf jene Wohnhausanlagen konzentriert, die in den Jahren 2019–2021 entstanden sind: Diese werden gesondert von der Architekturpublizistin Franziska Leeb vorgestellt, so dass ein Eindruck über unsere Bautätigkeit in dieser Zeit gewonnen werden kann.

Neue Erfahrungen

Auch die WBV-GPA hatte in den vergangenen Monaten, fast schon Jahren, einiges auszuprobieren und daraus zu lernen. Die Aufrechterhaltung des notwendigen Kontakts zu unseren Kundinnen und Kunden, vor allem der Gebäuredienst, das Fortführen der Baustellen, die Hausbetreuung – all das sind Dinge, die nicht vom Schreibtisch im Homeoffice aus erledigt werden können. Aber wir sind davon überzeugt, das Bestmögliche getan zu haben, um die Situation zu bewältigen – nicht zuletzt mit unseren Instrumenten des konstruktiven Dialogs bei allfälligen Mietrückständen und des Delogierungspräventionskonzepts. Die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte ist sich ihrer sozialen Verantwortung bewusster denn je.

Schließlich dürfen wir uns bei allen Mitwirkenden, insbesondere bei den Mieterinnen und Mietern und den ebenso vertretenen Wohnungseigentümerinnen und -eigentümern ganz herzlich für ihre Bereitschaft, uns einen Einblick in ihr „Wohnleben“ zu geben, bedanken und wünschen Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, viel Vergnügen und interessante Einblicke in diesen nicht so einfachen Zeiten.

Bleiben Sie gesund!

Rund um die Uhr wohnen

Ein gemeinsamer Text von den Gestalterinnen, Autoren, dem Fotografen und jenen WBV-Mitarbeiterinnen, die dieses Buch entwickelt haben.

Von 24 Stunden am Tag verbringen wir gut die Hälfte – und in manchen Zeiten, wie während einer Pandemie, fast die ganze Zeit – in unseren Wohnräumen. Das Wohnen erzählt die Geschichten unseres Lebens, und um zu verstehen, wie Wohnen funktioniert, hilft es, sich diese Geschichten erzählen zu lassen.

Ein Unternehmen der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft wie die WBV-GPA steht immer vor der Herausforderung, den unterschiedlichsten Ansprüchen und Erwartungen seiner Mieterinnen und Mieter zu begegnen. Um zu verstehen, was bewegt, was erwartet wird, wo Verbesserungspotenzial liegt, ist offene Kommunikation nötig. Deswegen war es eine besondere Erfahrung, mit so vielen verschiedenen Menschen – aber fokussiert auf ein Thema, nämlich das Wohnen in „Coronazeiten“ – über ihre Situation zu sprechen und ein breites Stimmungsbild einzufangen.

Die Vielfältigkeit der Meinungen, die Unterschiedlichkeit der Erfahrungen sind in den Porträts von Bewohnerinnen und Bewohnern von acht WBV-Wohnanlagen abgebildet; all die Unschärfen und Überlagerungen, die das Wohnen derzeit ausmachen, finden sich auch in der Gestaltung des Buches wieder. Eines geht ins andere über; manchmal ist nicht ganz eindeutig, wo ein Bild beginnt und wo es aufhört: Das Buch lebt genauso flexibel wie die vorgestellten Menschen.

Einigen Menschen, die wir im Zuge der Recherche für dieses Buch besucht haben, steht ein Wohnungswechsel bevor. Sie werden bald übersiedeln und ihren Wohnraum verkleinern oder vergrößern, sie werden sich verlagern, verändern, verwirklichen. Und sie werden dabei zwangsweise ihre Gewohnheiten auf den Prüfstand stellen und vielleicht sogar überdenken und ändern. Jeder Umzug ist ein großer Moment, ein Meilenstein des eigenen Wohnens und Lebens.

In eine neue Bleibe einzuziehen ist auch deshalb spannend, weil man plötzlich von ganz neuen, noch unbekanntem Nachbarinnen umgeben ist. Als die persönlichen Kontakte mit Freunden, Verwandten, Arbeitskolleginnen auf

ein Minimum reduziert waren, gewannen die wenigen Interaktionen umso mehr an Bedeutung. Gerade in der unmittelbaren Lebensumgebung haben viele ihre Nachbarschaft erstmals oder besser kennengelernt. Man half einander beim Schleppen der Umzugskisten oder beim Einbau der Waschmaschine. Bei einigen sind – über den Gartenzaun oder quer durch den Lichthof – Freundschaften entstanden. Und nach dem Lockdown saß man dann mit Nachbarn beisammen und freute sich über die neue Wohnung. Gemeinsam.

Es gäbe eine neue Sehnsucht nach dem Wohnen auf dem Land, titeln die Zeitungen. Um ein Fünftel nahmen 2020 die Wohnungskäufe im ländlichen Raum zu, so die Statistik Austria. Die Immobilienmakler reiben sich die Hände. Für Häuser in dünn besiedelten Gebieten, die zuvor kaum anzubringen waren, zahlen die Stadtflüchtlinge jetzt Preise, die Anfang 2020 noch unvorstellbar waren.

„Freiraum war meine Rettung“ – dieser Satz fiel bei unseren Besuchen in verschiedenen Varianten. Die Bewohnerinnen und Bewohner genossen den Platz im Freien gerade während der Wochen der Isolation. Egal ob auf dem Balkon, der Terrasse, im eigenen Garten oder auf den Gemeinschaftsflächen, hier konnten sie wenigstens ein bisschen Frischluft schnuppern. Und dabei ganz bequem zu Hause bleiben. Gute Luft, der Wunsch nach Entschleunigung, einem eigenen Garten und einem unentgeltlichen Parkplatz vor der Haustür scheinen ausreichend attraktive Motive für die Flucht aus der Stadt zu sein.

Gratisparkplätze vor der Haustür fanden wir auf unseren Expeditionen zu städtischen Wohnbauten tatsächlich nirgendwo vor. Aber wir trafen auf ländlich anmutende Idyllen an den Rändern der Großstadt, wo sich Reh, Specht und Ziesel im Landschaftsschutzgebiet gute Nacht sagen, wo der Blick vom Balkon über Felder streift oder sich in den Kronen hundertjähriger Bäume verirrt. Grillfeste im Reihenhausgarten, derentwegen es öfter einen Bahö gibt, wo aber ein bisschen Schmäh und Toleranz helfen. Wohnungen, in denen Menschen, die fast alles verloren haben, wieder Fuß fassen können im Leben; und Häuser, wo

v.l.n.r.

Florian Albert, Franziska Leeb,
Maik Novotny, Anna Souček,
Stefan Loicht, Johanna Kleedorfer,
Markus Zahradnik-Tömpe,
Saskia Blatakes, Wojciech Czaja

eine Nachbarin das Kind beaufsichtigt, wenn die Eltern im Wohnzimmer nicht der Erwerbsarbeit nachkommen können.

All das haben wir erlebt bei den Besuchen jener Menschen, die uns – Autorinnen und Fotografen – dankenswerterweise ihre Türen geöffnet und Einblicke in ihr Leben, ihre Geschichten, ihre Wohnwünsche und Tagesabläufe gewährt haben. Sie haben mit uns, und damit der Leserschaft, geteilt, was ihnen beim Wohnen wichtig ist. Ob sie schon in der ersten eigenen Wohnung perfekt eingerichtet sind, oder ob nach Jahren noch nackte Glühbirnen an Drähten von der Decke hängen. Ob sie über einen Garten mit Hochbeet verfügen, oder ob der Küchentisch auch zum Bügeln und Computerarbeiten verwendet wird. Ob sie dank der vielen Freizeit im Lockdown neue Hobbys entdeckt haben, oder ob sie die gestiegene Arbeitsbelastung auch auf der Fußmatte ihrer Wohnung nicht abstreifen können.

Die Expertinnen unseres eigenen Wohnens, so eine Erkenntnis, sind wir selbst; von uns kann man lernen, und wir voneinander. Umso mehr, wenn dieses „Wir“ auch Menschen umfasst, die nicht derselben Gruppe angehören. Lässt man aufrichtige Neugier zu, verstehen wir danach ein Stückchen mehr davon, was das ist: das Wohnen.

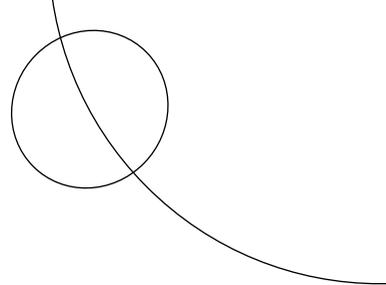




01:46



01:46



Das Handy klingelt, Saša Jovanovic hat Bereitschaftsdienst. Beim Volkstheater gibt es einen Rohrbruch, das Wasser tropft bis zur U-Bahn. Er ruft den Werkmeister der Wasserwerke an, den er zufällig kennt. Doch zu spät, das Wasser ist in die Niederspannungsräume eingedrungen. Ein schneller Kaffee mit seiner Frau, dann muss er los. Mehrere Stunden stehen die Züge still. Erst als sie wieder fahren, kann er nach Hause und sich schlafen legen.

Es anders angehen

Weil die Kinder aus dem Haus sind, haben sich Tina und Saša Jovanovic räumlich verkleinert. An ihrer neuen Wohnung gefällt ihnen am besten die gute und multikulturelle Nachbarschaft.

Neue Freiheit

Jahrelang haben wir in Wien und Umgebung nach einem Eigenheim gesucht und dabei unzählige besichtigt. Wir sind froh, dass wir uns letztendlich dagegen entschieden haben. Tinas Bruder hatte ein Haus gekauft – für seine drei Kinder, seine Frau und sich. Mit 41 Jahren ist er in die Arbeit gefahren und nie wieder nach Hause gekommen. Herzinfarkt – der Stress hat ihn umgebracht. Das hat uns in der Entscheidung bestärkt, lieber für immer zur Miete zu wohnen. Wir finden es nicht gut, wenn sich junge Leute in viel zu hohe Kredite stürzen. Dann funktioniert die Ehe nicht und alles scheitert. So eine Belastung wollen wir in unserem Alter nicht mehr, wir sind jetzt 50 und 51 Jahre alt. Man will sich eine Lebensqualität gönnen und sei es eine kleine: essen gehen, ab und zu wegfahren, solche Dinge. Wir sind spontan und machen gerne Kurztrips. Wir wollen das Leben genießen! Mitnehmen können wir eh nichts.

Neue Freunde

Den ersten Lockdown haben wir noch in Simmering verbracht, in unserer alten Wohnung. Hier in der neuen Wohnung war es deutlich einfacher, weil wir einen Garten haben und über den Zaun mit allen Nachbarn plaudern oder sogar gemeinsam grillen konnten. Und wir waren oft im Prater spazieren.

Was für uns hier sonst neu war: Kulturenviefalt! In unserer alten Wohnung waren alle Nachbarinnen Wiener. Wir wohnten in einer Wohnhausanlage mit Gemeindebediensteten der Stadtwerke, die meisten waren schon in Pension. Außer zu der älteren Dame unter uns hatten wir dort zu kaum jemandem Kontakt. Das hat sich hier total geändert. Wir sind jetzt von allen Seiten von netten, herzlichen Menschen umgeben: Mit den Nachbarn links, rechts und oben haben wir uns schon beim Einzug angefreundet. Und sie kommen von überall her: Zwei sind aus der Türkei. Einer hat ägyptische Wurzeln, seine Frau ist Österreicherin. Eine Nachbarin ist Polin, ihr Mann ist Österreicher. Ein anderes Paar kommt aus Afrika. Alles in allem eine super Mischung.



Saša: Und wir helfen einander! Als der Esstisch meines Nachbarn von oben geliefert wurde, war ich goschert und habe ihm zugerufen: „Da helfen dir deine Muckis auch nicht weiter.“ Ich habe dann natürlich mit angepackt und ihm geholfen. Am nächsten Tag hat seine Frau uns Pralinen gebracht und wir saßen alle gemeinsam bei uns zum Kaffee. Als wir hier eingezogen sind, habe ich zu meiner Frau gesagt: In der alten Wohnung haben wir fast keinen Nachbarn gekannt. Diesmal gehen wir es anders an! Es hat dann auch von der WBV-GPA ein erstes Kennenlernen gegeben, eine richtige kleine Party, das war super.

Leider gibt es auch manche, die von ihrer alten Wohnung die alte, feindliche Stimmung mitgebracht haben. Aber das sind Einzelfälle. Wir finden es viel schöner, wenn man sich gut versteht und einander hilft. Ich habe zum Beispiel meinem Nachbarn nebenan die Waschmaschine installiert. Neulich hat er mich um eine Dichtung für den Wasserhahn gebeten. Ich habe ihm einfach alles aus der Hand genommen und das schnell für ihn erledigt. Mir macht es einfach Spaß, anderen zu helfen. Es macht mich glücklich.

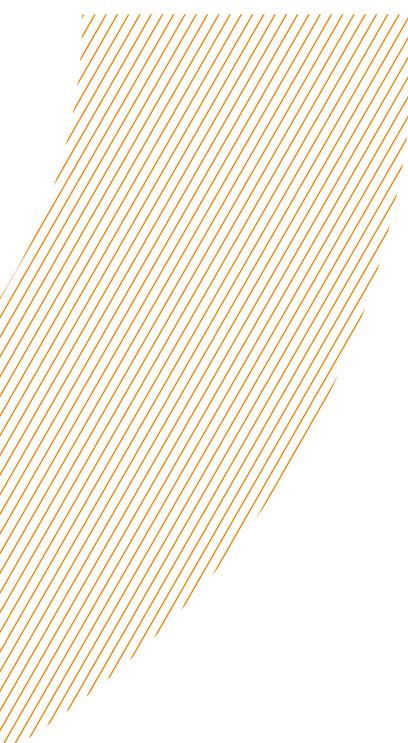
Tina: Und die vielen Kinder hier stören uns überhaupt nicht. Wir haben selbst vier Kinder aus zwei Ehen. Wir sind früh Eltern geworden, die Kinder sind bereits erwachsen. Mittlerweile haben wir fünf Enkel im Alter von einem Jahr bis sieben Jahre. Wir sind beide in Serbien geboren und von der Mentalität her ein kinderfreundliches Volk. So sind wir aufgewachsen. Bei unseren Kindern haben wir sehr darauf geachtet, dass sie gute Ausbildungen machen und sich beruflich etablieren. Es hat geklappt: Alle wohnen in Wohnungen oder Häusern mit Garten.





**Es ist viel schöner,
wenn man sich
gut versteht und
einander hilft.**

Neue Arbeitswelt



Tina: Während des Lockdowns hat meine Tochter ein Baby bekommen und ich konnte für sie da sein. Psychisch war es für mich schwierig, weil ich gewohnt bin, zu arbeiten und aus dem Haus zu kommen. Ich hatte keinen Rhythmus mehr. Über ein Jahr war ich danach noch in Kurzarbeit und habe dementsprechend weniger verdient. Seit 1987 arbeite ich im selben Schuhgeschäft in Mariahilf. Von zu Hause fahre ich täglich eine Stunde in die Arbeit, was vor allem im Sommer wegen der U-Bahn-Baustellen meistens länger dauert.

Saša: Das ist meine Schuld! Für die U-Bahn bin nämlich ich zuständig. (lacht) Seit 1986 bin ich Installateur, seit 1995 arbeite ich bei den Wiener Linien. Sieben Jahre als Straßenbahnfahrer, dann hatte ich genug vom Schichtdienst. Wie die meisten meiner Kollegen hatte ich Schlafstörungen und familienfreundlich war es auch nicht – damals waren die Kinder noch klein. Ich habe mich dann weitergebildet, mit 40 noch die Abendschule gemacht und die Meisterprüfung absolviert. Jetzt sitze ich als Werkmeister im Büro, das ist viel angenehmer. Ich bekomme Anrufe, wo etwas kaputt ist, und schicke die Kolleginnen hin. Außerdem bin ich für Sanierungen zuständig und deshalb oft auf Baustellen und bei Baubesprechungen. An den Wochenenden habe ich oft von Freitag bis Montag Bereitschaftsdienst.

Während der Lockdowns hatte ich die Erlaubnis, auch nach 20 Uhr unterwegs zu sein. Ich arbeite bei der U-Bahn-Station Neue Donau und auf dem Weg nach Hause ist ein Planquadrat der Verkehrspolizei. Da wurde ich öfter angehalten. Ich konnte dann immer meine Sondergenehmigung vorzeigen. Die Beamten haben nur genickt und freundlich gesagt: „Schöne Fahrt, Herr Jovanovic.“ Wir müssen eben das System aufrechterhalten!

Zu dieser Zeit hatte ich sehr viel zu tun. Die Nacht-U-Bahnen sind ja am Wochenende nicht gefahren und wir haben die Zeit für Generalsanierungen genutzt. Normalerweise zieht sich so eine Sanierung über das ganze Jahr, wegen Corona waren wir in nur drei Monaten fertig.

Bei den Sanierungsarbeiten ist es meine Aufgabe, den Strom abzudrehen. 750 Volt. Wenn ich das vergesse, würde es einen Kollegen das Leben kosten. Ich muss außerdem dafür sorgen, dass alle ihre Sicherheitsausrüstung tragen und auf sich aufpassen. Eine große Verantwortung. Aber ich liebe meinen Job! Sollte ich noch einmal auf die Welt kommen, werde ich wieder Installateur.

Neue und alte Pläne

Vor zehn Jahren haben wir ein Haus in Serbien gebaut, in der Nähe von Belgrad. Eigentlich haben wir gehofft, dass die Kinder öfter mit uns dort hinkommen. Wir haben für sie einen riesigen Swimmingpool gebaut, in jedem Zimmer gibt es Satellitenfernsehen. Aber sie leben ihre eigenen Leben und das verstehen wir auch. Normalerweise sind wir beide einmal pro Monat dort, doch wegen Corona konnten wir eineinhalb Jahre nicht hinfahren. Wir haben uns dort immer erholt vom Alltag und unsere Batterien aufgeladen. Eine Uhr haben wir dort nicht und die Handys liegen ausgeschaltet in der Schublade.

Tina: Als wir vor Kurzem nach der langen Pause wieder dort waren, haben wir einen Schock bekommen: Der Garten war komplett verwildert. Die Thujen waren bis über die Straße gewachsen. Die Rosen waren wild gewuchert und ich habe drei Stunden gebraucht, sie zurückzuschneiden. Aber sie haben so gut nach Pfirsich geduftet, das war wunderschön. Vor unserem neuen Garten in Wien wachsen jetzt auch Pfirsiche und wir erinnern unsere netten Nachbarinnen immer daran, sich zu bedienen.

SB







**Die Kinder leben
ihre eigenen Leben
und das verstehen
wir auch.**





Heim- spiele

Die Lockdowns waren für viele auch Geburtsstunde eines neuen Hobbys. Der 22-jährige Eishockeyspieler Fabio Artner hat das Musikmachen für sich entdeckt. Abends nach dem Training oder am Wochenende sitzt er an seinem Schreibtisch, bastelt Beats und singt oder rappt dazu. Sein Herz schlägt für Dancehall und Hip-Hop. Die fertigen Songs bekommen erst einmal nur Freunde und Familienmitglieder zu hören.





Lockdown mit Liegegips: Für den Profi-Eishockeyspieler Fabio Artner änderte sich wegen Corona erst einmal gar nichts. Und dann umso mehr. Zum Glück hat er die Musik für sich entdeckt.

Drei Zimmer zur Miete, ein Vorzimmer mit Sneaker-Sammlung, ein geräumiges Wohnzimmer mit Riesens Bildschirm und einladender Couch. In der Küche mit Blick auf den Balkon steht ein großer Mixer für Proteinshakes. In einem eher sparsam eingerichteten Büro, in dem noch Umzugskartons warten, hat sich der 22-jährige Fabio Artner während des Lockdowns ein Mini-Tonstudio eingerichtet: Es besteht aus einem Computer und einem Mikrofon.

„Maybe my pain was my motivation“, vielleicht war mein Schmerz mein Antrieb – diese Mutmaßung stellt ein Tattoo auf seiner rechten Wade an. Verletzungen und eiserne Disziplin gehören zu Fabio Artners Leben als Profi dazu. Schon mit 19 hat er den ersten Vertrag bei den Vienna Capitals unterschrieben; seit er 20 ist, spielt er in der Profimannschaft. Doch seine erste Saison war wegen der Coronakrise alles andere als normal.



Maybe my pain was my motivation.

Wann hat das angefangen mit dem Eishockey?

Ich habe von klein auf immer Fußball gespielt, das war mein Leben. Dann kam noch Tennis dazu, und später Eishockey. Als ich neun Jahre alt war, hat meine Mutter gesagt, ich solle mich für eine Sportart entscheiden. Warum ich mich für Eishockey entschieden habe, weiß ich gar nicht mehr. Vielleicht wäre Fußball gescheiter gewesen, die verdienen nämlich viel mehr Geld.

Wie ist es, als Profisportler plötzlich zu Hause zu sitzen?

Nach Verletzungen hatte ich in den vergangenen drei Jahren vier Operationen, zum Teil musste ich ein halbes Jahr mit Liegegips zu Hause bleiben. Deshalb ist es leider relativ normal für mich, herumzusitzen und abzuwarten. Es hat jedes Mal drei bis vier Monate gedauert, bis ich wieder fit war. Während des ersten Lockdowns hatte ich einen Liegegips und musste sowieso daheimbleiben.

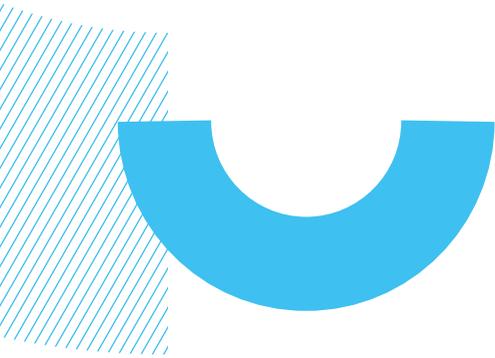
Im Frühjahr 2020 wurde die Saison abgebrochen, von März bis Ende Juni saßen wir Spieler wirklich wie die meisten anderen Leute zu Hause. Für unsere Liga gab es danach noch einen eigenen Lockdown, weil es in den Teams so viele positive Covid-19-Fälle gab. Ab August ging es endlich einigermaßen normal weiter.

Wie war das nach der langen Pause?

Nicht gut, ich habe mich körperlich ziemlich schlecht gefühlt. Aber mental war es super. Wir haben uns alle wieder gefreut, rauszukommen und spielen zu können. Ich bin natürlich auch mit vielen Teamkollegen befreundet und es war schön, alle wiedersehen zu können.

Was hat sich durch die Coronakrise für die Vienna Capitals verändert?

Neben Tests und Masken ist der größte Unterschied das leere Stadion ohne Fans. Und dass wir nach dem Training



oder einem Spiel nicht mehr gemeinsam essen gehen konnten. Das hat gefehlt, weil es gut ist, nach einem Match alles zu besprechen.

Außerdem mussten wir sehr viele Spiele nachholen. Eine Zeit lang hatten wir jeden zweiten Tag ein Match, das war arg. Da gab es nichts anderes mehr als trainieren, spielen und schlafen.

Wie waren die Spiele ohne Fans?

Sehr komisch, weil es sich anfühlt wie ein Training. Vor allem bei den Heimspielen war der Unterschied extrem, weil dort ansonsten die Halle immer brechend voll ist. Wenn wir zum Beispiel im letzten Drittel zwei zu eins hinten liegen – da pushen uns die Fans normalerweise schon sehr. Aber nach ein paar Spielen habe ich mich an die leeren Sitze gewöhnt.

Wann ging es in die eigene Wohnung?

Den ersten Lockdown habe ich noch zu Hause bei meiner Mutter verbracht, was auch ganz gut war. Im Herbst bin ich dann übersiedelt. Hier taugt es mir, weil auch viele meiner Freunde in der Nähe wohnen.

Wird die neue Wohnung überhaupt genutzt?

Zu Hause bin ich wenig, nur am Abend oder am Wochenende. Im Sommer trainieren wir jeden Tag ab 8 Uhr. Während der Saison gibt es keine fixen Zeiten, weil wir viele Auswärtsspiele haben. Es ist immer gut, nach Hause zu kommen und sich ausruhen zu können.

Gibt es noch ein Leben außerhalb des Sports?

Während Corona habe ich angefangen Musik zu machen, Hip-Hop und Dancehall. Freunde von mir haben ein professionelles Studio. Dort habe ich es zum ersten Mal ausprobiert. Anfangs habe ich mich technisch nicht ausgekannt, aber es hat mir ziemlichen Spaß gemacht. Ich habe mir Equipment gekauft und einfach losgelegt. Ich mache das nicht, weil ich Sänger werden will, sondern nur hobbymäßig. Ich singe auch meistens alleine. Meine Musik spiele ich nur Freunden und meiner Familie vor. Mir war Musik immer schon wichtig. Meine Mutter ist auch musikalisch, vielleicht hat sie mir das in die Wiege gelegt.

SB





Dorfstruktur weiter- gestrickt

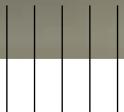
1220 – Breitenleer Straße 242
Seite 26, 122

Dass ein guter Teil der Großstadt Wien aus ehemaligen Dörfern besteht, lässt sich im Bezirk Donaustadt unter anderem in Breitenlee noch bestens nachvollziehen. Das Zentrum bilden seit Ende des 17. Jahrhunderts unverändert der Gutshof des Schottenstifts und die Pfarrkirche St. Anna. Weitgehend ablesbar ist auch noch der Grundriss des vom Schottenstift angelegten Dorfes, in dem Bauernfamilien angesiedelt und mit Hausgründen und Zinsäckern ausgestattet wurden. Der Ortskern ist als bauliche Schutzzone ausgewiesen, womit der Fortbestand dieser historischen Strukturen gesichert ist. Wie sich die nicht mehr landwirtschaftlich genutzten Gehöfte mit ihren schmalen, aber rund 200 Meter langen Parzellen für heutige Bedürfnisse umrüsten lassen, zeigt die Verwandlung von zwei Hakenhöfen – einer davon die ehemalige „Gaststätte Kopp“, der spätere

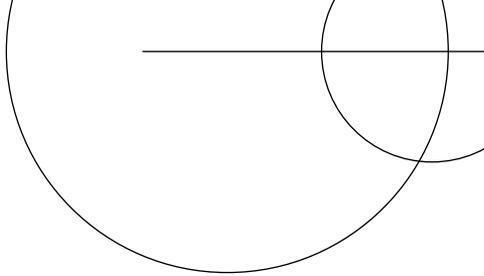
Breitenleer Hof – zu einem Wohnensemble. Die beiden Straßentrakte wurden ebenso erhalten wie der im Hof freistehende Festsaal mit Jugendstilelementen im Inneren. Mit neuen Kastenfenstern sowie Toren nach historischem Vorbild ausgestattet wurden die Erdgeschoße des straßenseitigen Bestandes zu Allgemeinräumen umgestaltet und unter dem Dach Wohnungen eingerichtet. Die neue, in die Tiefe gehende zwei- bis dreigeschoßige kleinteilig gegliederte Bebauung flankiert einen Hof, der fast wie ein kleiner Dorfanger anmutet. Sein Zentrum bildet der zum freistehenden Gemeinschaftshaus gewordene Gasthaussaal. Er ist mit einer Bühne ausgestattet und kann auch von lokalen Veranstalterinnen gemietet werden, womit nicht nur die Bausubstanz, sondern auch die Konzerttradition des Breitenleer Hofes weiterleben kann.

FL

04:00



04:00



Aufsperrren im Lockdow



Jeden Morgen, von Montag bis Sonntag, steht Patrick Rofaeil um 4 Uhr morgens auf. Ruhetage gibt es nicht. Um dieses Pensum durchzuhalten, geht er früh schlafen und lebt diszipliniert. „Meine Ärztin erlaubt mir nur mehr drei Kaffee pro Tag“, lacht er. Vorher habe er an manchen Tagen bis zu zehn Tassen getrunken. Wenn er in der Früh in seinen Laden kommt, backt er erst einmal blecheweise Semmeln, die er als Rohlinge von einer Bäckerei geliefert bekommt.

Der gebürtige Wiener Patrick Rofaeil hat schon in der ganzen Welt gearbeitet, bevor er heimkehrte und sich selbstständig machte. Happy End – wäre da nicht die Pandemie gewesen.

Mittags verschwindet Patrick Rofaeil in einer riesigen Muschel. Das geräumige Gartenmöbel steht auf der Terrasse seiner neuen Wohnung in der Dittelgasse, hier kann er aufatmen und nach einem arbeitsreichen Vormittag ein kurzes Nickerchen einlegen. Nur einen kurzen Fußmarsch entfernt liegt seine Greißlerei PA.TI.NI's, die er seit Februar 2020 gemeinsam mit seiner Frau betreibt. Der Name ist eine Kombination aus den Anfangsbuchstaben seines Vornamens und jener seiner Frau und seiner Tochter.

Wie war es, sich fast zeitgleich mit dem ersten Lockdown selbstständig zu machen?

Wir mussten mit sehr vielen Bällen jonglieren. Es gab all diese Richtlinien und die Kommunikation der Regierung war leider oft konfus. Die Aussage „Wir lassen keinen zurück“ kann ich leider nicht bestätigen – als Neugründer habe ich keinen Cent bekommen. Im Februar 2020 war die Schlüsselübergabe, bis Mitte März wurde alles geliefert, auch die Küchengeräte und die Regale. Da ist Corona schon losgegangen. Als letztes kam der Verkaufstresen aus Vorarlberg, für den waren dann schon komplizierte Sondergenehmigungen nötig. Anfang April haben wir trotz allem aufgesperrt, nur den Laden und die Bäckerei, ohne Gastronomie. Wir hätten gar nicht mehr absagen oder verschieben

können! Alles war auf dieses Datum hin getaktet. Vieles war vorbestellt, es gab Vorreservierungen. Wir hatten über 100.000 Euro investiert. Ohne die Stundung des Genossenschaftsanteils hätten wir es nicht geschafft. Den tragen wir jetzt in großen Tranchen ab.

Wie sieht Ihr Alltag aus?

Ich stehe um vier auf, um die Semmeln und Brote aufzubacken. Wir bekommen die Rohlinge von der Bäckerei Müller-Gartner aus Großenzersdorf, die als eine der wenigen ohne künstliche Gärmittel arbeitet. Das Backen dauert bis sechs Uhr. Danach muss ich putzen, die Regale auffüllen und die Tische decken. Wir machen alles selbst, Angestellte haben wir nicht. Um halb sieben Uhr kommt oft schon die erste Kundschaft, um sieben sperren wir offiziell auf. Langsam trudeln die ersten Frühstücksgäste ein und Kundschaft



für die Bäckerei. Das geht nahtlos in den Mittagstisch über. Bis 15 Uhr habe ich Pause. Danach muss ich wieder putzen und Waren nachfüllen. Es kommen die ersten Kinder, die ein Eis kaufen und Gäste, die Kaffee und Kuchen bestellen. Abends gehe ich sehr früh schlafen, meistens schon um halb neun Uhr, noch vor meiner Tochter. Was mich fasziniert: Kein einziger Tag gleicht dem nächsten. Manchmal ist morgens viel los, manchmal am Nachmittag. Planen ist extrem schwierig. Im vergangenen Jahr habe ich nur drei Tage frei gehabt – einen zu Ostern und zwei zu Weihnachten.

Wie hat sich das mit der Wohnung ergeben?

Anfangs bin ich noch zu meiner Wohnung im 16. Bezirk gependelt. Ich stand jeden Abend zwei Stunden im Stau – trotz Corona! Um 19 Uhr bin ich fertig und um diese Zeit sind die Tangente und der Gürtel immer verstopft. Wir haben dann herumgefragt, ob es nicht möglich wäre, dass wir – meine Frau, meine 15-jährige Tochter und ich – eine Wohnung in der Dittelgasse bekommen. Zum Glück gab es eine alleinstehende Dame, der die 80 Quadratmeter tatsächlich zu klein waren. Sie hat sich hier bei mir in der Greißlerei mit einer Freundin auf einen Kaffee getroffen und hat sich beschwert. Ich konnte nur den Kopf schütteln. Für uns ist die Größe perfekt! Meine Frau und meine Tochter waren sofort Feuer und Flamme, weil ein Garten dabei ist. Wir waren total dankbar für diese Chance.

Wie hat sich Corona ausgewirkt?

Wir haben durchgehend offen gehabt. Speziell während des ersten Lockdowns hatte vor allem die ältere Kundschaft sehr viele Ängste, denen wir begegnen mussten. Im April war die Stimmung auf dem Nullpunkt. Meine Frau und ich haben Gebrechlichen oder Behinderten angeboten, ihnen die Ware vor die Türe zu stellen, damit sie ihre Wohnung nicht verlassen müssen. Ein offizieller Lieferservice war das nicht, denn wenn ich den anbiete, wollen es alle, und das schaffen wir personell nicht.

Nach dem Lockdown im November 2021 haben wir Speisenabholung angeboten, das ging bis zum Frühling 2021. Ich bin eigentlich Küchenchef und ich habe dann einfach tageweise gekocht – statt Bewirtung im Haus. Martinigansl, Stelze, Wild – ich habe alles in einer Großküche in Wildendürnbach vorbereitet und nach Wien gefahren. Die Gäste konnten die Speisen dann in mitgebrachtem Geschirr mitnehmen. Super fand ich, dass es so keine Lebensmittelverschwendung gab und keinen Müll. Und die Leute waren froh über ein bisschen normalen Alltag. Wer gewohnt ist, im Frühjahr einen Biergarten zu besuchen, dem fehlt das. Also haben wir den Biergarten mit unseren Gerichten ein Stück weit ersetzt. Ein Pärchen, denen ich zum Essen jeweils noch ein Bier in die Hand gedrückt habe, hat sich vor Freude gar nicht mehr eingekriegt. Die Dame hat sogar geweint. Das waren



**Wer gewohnt ist, im
Frühjahr einen
Biergarten zu besuchen,
dem fehlt das.**



irrsinnig schöne Situationen: Zu sehen, wie man den Menschen mit einer kleinen Aufmerksamkeit ein Lächeln ins Gesicht zaubern kann.

***Hat die Krise
die Bewohnerschaft
zusammengeschweißt?***

Definitiv. Wenn die Krise irgendetwas gebracht hat, dann auf jeden Fall, dass die Leute viel bewusster miteinander umgehen. Natürlich gibt es auch Eigenbrötler, die sich aus Angst abschotten. Das war im ersten Lock-down am krassesten, weil niemand wusste, wie schlimm das alles ist. Die Herangehensweisen waren sehr unterschiedlich. Wir hatten sowohl die ganz Ängstlichen mit Gummihandschuhen und Visier als auch die Leugner, die sagen, das gebe es alles gar nicht. Es war manchmal schwer, diesen Menschen klarzumachen, dass wir alle die Vorgaben einhalten müssen.

***Hat der Garten die
Coronazeit erträglicher
gemacht?***

Schon, unser Garten ist Luxus! In der Mittagszeit nutze ich ihn für ein kleines Nickerchen. Wir haben eine Terrasse und einen Garten, jeweils nord- und südseitig. Zum Gärtnern kommen wir vor lauter Arbeit aber kaum. Eigentlich ist der Garten noch weit davon entfernt, ein Garten zu sein.

In Ottakring hatte ich neben meiner Wohnung in der Zwinzstraße drei Jahre lang direkt angrenzend an meine Hausmauer eine Baustelle, da

wurde ein achtstöckiges Gebäude hochgezogen. Weil ich in der Gastronomie arbeite, muss ich oft tagsüber schlafen. Der Lärm war nicht lustig, deshalb genieße ich die Ruhe jetzt umso mehr.

***Wie ist es, so nah am
Arbeitsplatz zu wohnen?***

Jeder kennt uns, die Leute winken, grüßen und wünschen uns einen erholsamen Feierabend. Dass mich die Leute herausläuten und etwas von mir wollen, ist zum Glück noch nicht vorgekommen. Ich fühle mich sehr wohl hier.

***Sie sind gebürtiger Wiener,
haben aber auch lange im
Ausland gearbeitet. Wie war
das Heimkommen?***

Mit 22 bin ich nach Los Angeles gegangen, um dort als Chef de Partie zu arbeiten. Ich hatte vierzig Leute unter mir. Weil es in den USA den Lehrberuf Koch nicht gibt, sind alle begeistert, wenn jemand richtig ausgebildet ist und professionell und gut kochen kann. Danach habe ich in England, Spanien, Russland, Dubai und Japan in Hotels und Restaurants gearbeitet. In Kanada habe ich eineinhalb Monate lang 20 Jäger mit Essen versorgt. Bei einem kurzen Besuch zu Hause in Wien habe ich meine erste Frau kennengelernt und bin wieder zurückgekehrt. Jetzt bin ich angekommen, ich will nie wieder weg. Außer vielleicht für einen Urlaub in Australien – das ist nämlich eines der wenigen Länder, wo ich noch nicht war. SB

06:30



06:30

Es gibt viel Miteinander



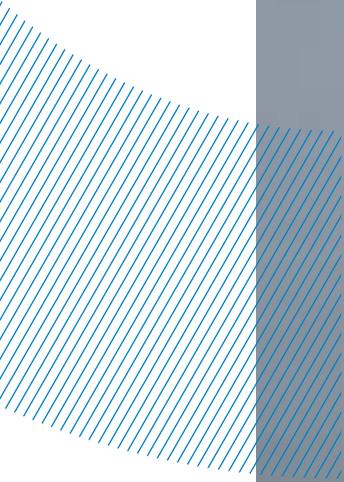
Dienstbeginn. Wenn Manuela Gerhart und Daniela Seitz ihre Frühschicht starten, wartet vor ihrer Tür schon Herr Krebs aus dem zweiten Stock mit seinem Hund Shaggy. Sie bringen ihm die Gratiszeitung von der U-Bahn-Station mit, er versorgt sie im Gegenzug mit seinem unerschöpflichen Wiener Schmäh. Shaggy – und die anderen Hunde der Anlage – bekommen von ihnen das ein oder andere Leckerli zugesteckt.

Während viele Bewohnerinnen während der Lockdowns zu Hause saßen, hatten die Volkshilfe-Mitarbeiterinnen Manuela Gerhart und Daniela Seitz mehr zu tun als sonst. Zum Glück geht es in der Anlage größtenteils entspannt und solidarisch zu – auch und besonders in Zeiten von Corona.

„Für uns hat es kein Virus gegeben“, sagt Daniela Seitz und ihre Kollegin nickt. „Für uns ist alles ganz normal weitergerannt.“ Während viele der Bewohner zu Hause im Homeoffice saßen, haben sich für die beiden Alltag und Arbeit kaum verändert. Wegen Corona sei die Zeit des Einzugs nur etwas chaotischer gewesen als üblich: „Erst konnten alle erst einen Monat später einziehen als geplant. Dann haben sich bei vielen Leuten die Möbellieferungen verzögert. Manche bekommen erst jetzt, ein Jahr zu spät, ihre Küche.“ Während der Ausgangsbeschränkungen waren dann wie überall in der Stadt weniger Menschen auf den Wegen zu sehen, manche trauten sich zeitweise kaum vor die Tür.

Manuela Gerhart und Daniela Seitz unterstützten, wo sie konnten, brachten Mistsackl hinunter und boten der älteren und gebrechlichen Bewohnerschaft ihre Hilfe an. Zu ihren Aufgaben gehört es außerdem, die Stiegenhäuser und Wege zu reinigen, die Schlüssel für die Gemeinschaftsräume zu verwalten und die vielen Pflanzen und Grünflächen zu gießen. Besonders im Sommer, wenn es heiß ist, brauchen sie dafür ganze zwei Tage. Insgesamt legen sie in der weitläufigen Anlage einige Kilometer pro Tag zurück.

Weil auch die Kinder zu Hause waren, waren die Gemeinschaftsbereiche mit mehr Leben erfüllt als sonst. „Es gab Kinder, die uns bei der Gartenarbeit helfen wollten, anderen war fad und sie haben angefangen, Blödsinn zu machen. Einmal haben sie mit dem Feuerlöscher herumgespritzt, der Schaum war überall, aber den Schuldigen haben wir nicht gefunden. Wenn wir das Kind nicht in flagranti er-

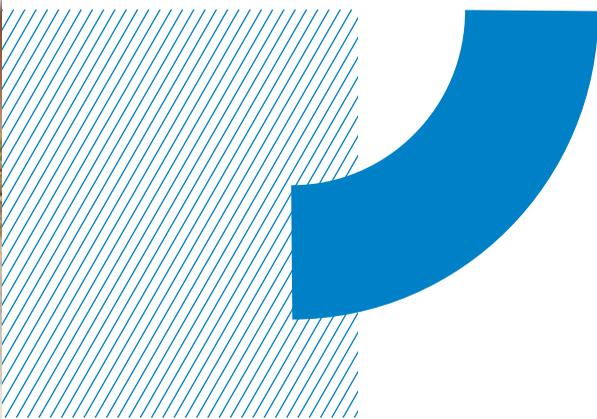




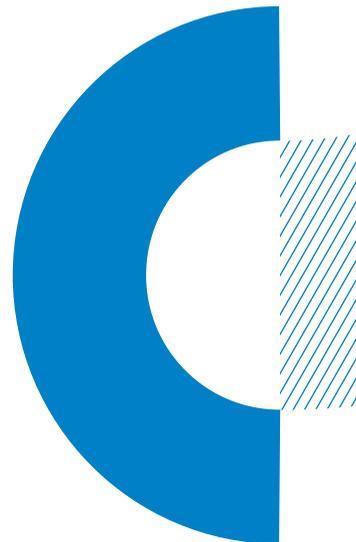
wischen, können wir nichts machen und bei Beschuldigungen anderer sind wir vorsichtig und zurückhaltend.“ Und Daniela Seitz erinnert sich: „Einen recht goscherten kleinen Jungen hat es gegeben, dessen Familie ist mittlerweile ausgezogen. Wenn ich dem gesagt habe, dass etwas nicht geht, hat er zu mir gesagt ‚chill a bissl‘. Dem habe ich dann erklärt, dass er nicht so mit uns reden darf. Danach hat er immer ganz besonders freundlich begrüßt – mit extra viel Respekt.“

Weil alle mehr Zeit daheim verbrachten, bekamen die Nachbarinnen auch mehr voneinander mit als sonst. Und das gefällt nicht allen. Daniela Seitz erzählt: „Wir wurden zum Beispiel von einem Bewohner öfter gerufen, weil ihm die Kinder, die draußen vor seiner Wohnung gespielt haben, zu laut waren. Aber da sind wir auch zurückhaltend, weil wir ja nicht dabei waren. Wenn wir es selbst mitbekommen, dass sie zu laut schreien, bitten wir die Kinder natürlich, mehr Rücksicht zu nehmen.“

Ob es an Corona lag, dass die Emotionen zwischen zwei nachbarschaftlichen Parteien immer wieder hochkochten, lässt sich kaum sagen. Jedenfalls ging es auch hier um die Lautstärke, ein paar Mal musste die Polizei anrücken. „Der Grätzelpolizist war auch bei uns und hat uns befragt, aber wir mischen uns nicht ein. Wir wissen auch nicht, wer angefangen hat oder wer schuld an dem Streit ist.“ Bis auf diesen Einzelfall sei es ausgesprochen friedlich in der Anlage. Weitaus friedlicher als in anderen Siedlungen, in denen sie arbeiten oder gearbeitet haben. Die Bewohnerschaft ist eine Mischung aus vielen Familien und Pensionistinnen, von Anfang an galt das Motto: „Generationen: wohnen in der Donaustadt.“



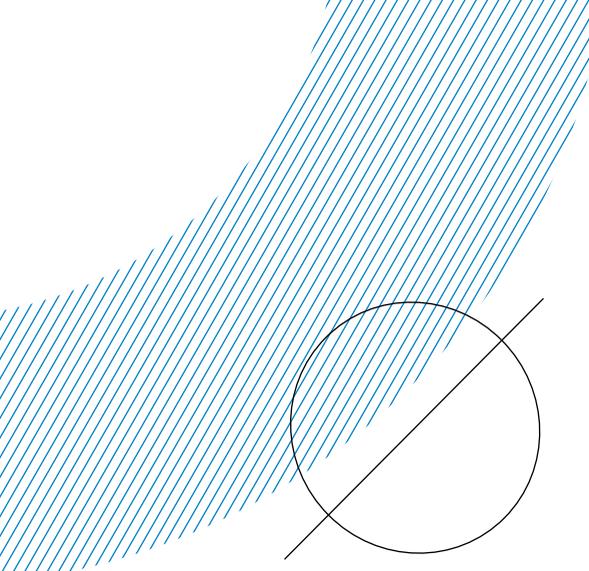
**Manche unterhalten
sich stundenlang
mit uns. Wir kriegen
mit, wenn jemand
Hilfe braucht.**



Nachbarschaft im Lockdown

Manuela Gerhart findet: „Es ist sehr ruhig und entspannt hier. Mich erinnern die Häuser an eine Ferienhaussiedlung, die auch irgendwo im Süden liegen könnte. Ich könnte mir auch vorstellen, hier zu wohnen.“ Die Sympathie scheint auf beiden Seiten zu liegen: Wenn es heiß ist, bringen ihnen Bewohner kalte Getränke oder Obst, zu Weihnachten gab es Geschenke, im Sommer Urlaubsmitbringsel. Auch zum Kaffee werden sie immer wieder eingeladen – leider reiche ihre Zeit jedoch nicht aus, die Einladungen anzunehmen.

Auch innerhalb der Bewohnerschaft herrsche größtenteils eine Atmosphäre der Solidarität und gegenseitigen Unterstützung. Während der Lockdowns wurden Zettel aufgehängt, auf denen Nachbarn anboten, für ältere Bewohnerinnen einkaufen zu gehen oder andere Besorgungen zu erledigen. Manuela Gerhart beschreibt es so: „Es gibt viel Miteinander.“ Für manche alleinstehenden und etwas einsamen Bewohner sind die beiden auch wichtige Ansprechpartnerinnen. „Wenn wir gärtnern, unterhalten sich manche stundenlang mit uns. Aber das stört uns gar nicht. So kriegen wir auch mit, wenn jemand Hilfe braucht. Vor kurzem ist eine Bewohnerin in ihrem Garten gestürzt. Sie hat eine chronische Krankheit und sitzt im Rollstuhl. Die Lieferanten eines Möbelhauses sind einfach an ihr vorbeigelaufen. Vielleicht haben sie gedacht, sie sei betrunken. Ich bin dann einfach über den Gartenzaun geklettert und habe ihr aufgeholfen. Wir haben ihr auch unsere Nummer gegeben. Sie braucht nur anzurufen, wenn sie wieder einmal Hilfe braucht. Sie hat zwar eine Pflegerin, aber die ist ja nicht jeden Tag bei ihr.“



Den meisten Gärten sieht man gar nicht an, dass sie erst ein Jahr alt sind.

Wegen Corona seien die Misträume deutlich voller gewesen, auch die Stiegenhäuser seien etwas verschmutzter gewesen als sonst. Aber es gibt auch positive Seiten: Weil die Bewohnerinnen mehr Zeit zu Hause verbrachten, wurde auch den jungen Gärten mehr Aufmerksamkeit zuteil. Den meisten sieht man überhaupt nicht an, dass sie erst ein Jahr alt sind. Es gedeihen Tomaten und Beeren, die Büsche sind dicht, die Blumen gepflegt. Auch nach dem Lockdown

arbeiten noch einige Bewohner zu Hause. Viele winken den beiden, als wir beim Ortstermin an gepflegten Gärten vorbeispazieren. Vor der Tür des Büros kommt uns Herr Krebs aus dem zweiten Stock mit seinem Hund Shaggy entgegen, die beiden sind auf dem Weg zur Hundefriseurin, Herr Krebs nennt sie „die Onduliererin“. Zeit, Schmach zu führen, ist trotzdem: „Wir sind zwei alte Hund'“, sagt Herr Krebs zwinkernd und die beiden Damen von der Volkshilfe lachen. „Ich bin gebrechlich, er ist gebrechlich. Wenn ich ihm den Befehl zum Beißen geben würde, wäre er so deppert und macht es nicht.“

Herr Krebs sei ein Fixpunkt in ihrem Alltag, erzählen sie später, als er weg ist. Fast täglich komme er sie während seiner Gassirunde mit dem Hund besuchen, sie nennen es seine Sprechstunde. Seiner Frau bringen die beiden öfter Blumen nach oben in den zweiten Stock. Heute hat er es eilig: „So, jetzt müssen wir los. Weg mit dem Pelz! Der Shaggy soll so aussehen wie ich mit meiner Glatze.“ Sie machen sich langsam und gemächlich auf den Weg, Manuela Gerhart und Daniela Seitz winken ihnen hinterher. Während Herrchen und Hund zur Friseurin gehen, werden sie sich hier in der Dittelgasse wie immer gut um alles kümmern.



Feingliedrig aufgefädelt

1220 – Lannesstraße 78/Dittelgasse 9/Leidweg II
Seite 18, 32, 38, 98

Schon am Auftakt zur Siedlung beim Spielplatz an der Lannesstraße wird klar: Hier wurde auf die Bedürfnisse aller Generationen geachtet. Neben den obligaten Angeboten für Kleinkinder und Jugendliche, denen eine abwechslungsreiche Spiellandschaft bereitgestellt wurde, gibt es mit einer Bocciabahn auch ein Angebot für die Junggebliebenen.

Die 155 geförderten Mietwohnungen, darunter 37 Familienwohnungen mit vier bis fünf Zimmern, erstrecken sich auf dem ehemaligen Ackerland von der Lannesstraße bis zum Leidweg über eine Länge von etwa 250 Metern. Das Umfeld prägen Kleingartensiedlungen und Einfamilienhäuser. Auf diese kleinteilige Struktur nahm Architekt Thomas Moosmann Rücksicht und legte keine langen Riegel in die Gegend, sondern gruppierte jeweils mehrere Einzelhäuser beiderseits eines verglasten Mittelgangs. Was im

Luftbild wie eine Abfolge von pixeligen Baublöcken aus dem Minecraft-Spiel wirkt, erweist sich zu ebener Erde als gut rhythmisiertes Gefüge dreigeschöbiger Häuser, die einander ähnlich, aber nicht gleich sind. Zahlreiche Eckwohnungen, die von zweiseitiger Belichtung und Aussicht profitieren, entstehen auf diese Weise, und entlang der linearen Siedlungswege tun sich so mannigfaltige Durchblicke und Hofsituationen auf. Der hohe Holzanteil an den Fassaden und die abwechslungsreiche Freiraumgestaltung durch die Landschaftsarchitektinnen und -architekten des Büros (bauchplan) verstärken das heimelige Ambiente. Was auf angenehme Weise fehlt, sind selbstgebastelte Sichtschutzkonstruktionen aus dem Baumarkt, denn für eine natürliche Sichtbarriere zwischen Gärten und Wegen sorgen Staudenpflanzungen, die entlang der Zäune gleich standortgerechtes „Basisgrün“ in die Privatgärten bringen. **FL**

07:33



Ein Blick aus dem Wohnzimmerfenster auf die Felder hinter der Terrasse, dann die Tasche mit den Arbeitsunterlagen in die eine und die Tochter an die andere Hand genommen, und los geht's. Cansel Sanbayatli fährt von Oberlaa aus zuerst die Kleine in den Kindergarten im 3. Bezirk, dann wieder zur Arbeit in den 10. Bezirk – außer, es ist Homeofficetag. Dann ist die Maisonettewohnung ausgerüstet für Laptoparbeit und Zoom-Konferenz.





Madame Multitaski



e
ng



Intensive Arbeit zu Hause oder im Büro, kleines Kind und viele Wege dazwischen, und dann auch noch Corona: Cansel Sanbayatli schafft es dank guter Organisation, trotzdem nicht im Dreieck zu springen. Vielleicht hat dazu die Tatsache beigetragen, dass sie und ihr Mann in der Fontanastraße ihre absolute Wunschwohnung bekamen.

Wie und warum sind Sie hierher an den Stadtrand gezogen und wo haben Sie vorher gewohnt?

Das ist eine lustige Geschichte. Ich hatte mich anscheinend angemeldet, und das dann ganz vergessen. Bis ich eine Mail bekam, dass ich mir bei der WBV die Pläne anschauen kann. Ich habe gleich angerufen – mein Mann und ich haben uns immer gesagt, wir ziehen niemals in den 10. Bezirk. Überall hin, aber nicht hierher! Zwei Minuten vor dem Termin hat mein Mann realisiert, in welchem Bezirk die Wohnung ist. Er musste kurz Luft holen und hat dann gesagt: Okay, aber es muss eine Vierzimmermaisonette

sein, sie muss einen Garten haben, und über uns darf niemand wohnen. Und ich sagte: Also, unwahrscheinlicher geht's nicht mehr! Also gingen wir rein. Die Gartenmaisonetten waren alle schon vergeben, nur eine war reserviert, vorbehaltlich des Einkommensnachweises. Das war genau unsere Wunschwohnung.

Wir sind nach Hause gegangen und haben schon angefangen zu träumen – mein Mann träumte vor allem von einem Playstation-Zimmer. Eine halbe Stunde später klingelt das Telefon, und wir konnten die Wohnung haben, eine Woche Bedenkzeit. Ich sagte: Ich brauche keine Bedenkzeit, wir nehmen die Wohnung.

Haben Sie sich seitdem mit dem zehnten Bezirk angefreundet?

Oh ja! Wir wohnen jetzt ein Jahr hier und haben uns voll eingelebt. Die Fontanastraße hat aber auch nicht viel mit dem 10. Bezirk und Orten wie dem Reumannplatz zu tun. Unsere Tochter geht noch im 3. Bezirk in den Kindergarten, weil wir sie schon vorher angemeldet hatten. Jetzt machen wir jeden Morgen eine kurze Reise in den 3. Bezirk, und von dort fahre ich weiter in die Arbeit am Wienerberg.

Sie arbeiten als Personalmanagerin?

Ja, bei einer Autoleasingfirma mit circa 170 Mitarbeitern. Mein Mann ist Instruktor bei den Wiener Linien und bildet U-Bahn-Fahrerinnen aus. Eine U-Bahn kann man nicht mit nach Hause nehmen, also hatte er auch nie Homeoffice. Nur im ersten, im „richtigen“ Lockdown war er zwei Wochen zu Hause. Da waren wir noch in der alten Wohnung, und das war anstrengend auf kleiner Fläche mit kleinem Kind. Jetzt in dieser Wohnung kann wieder ein richtiger Lockdown kommen, ich bin bereit!

Der Umzug in die neue Wohnung fiel mitten in die Pandemie. Wie haben Sie das alles geschafft?

Wir haben das eigentlich nicht so sehr gespürt. Der Umzug war anstrengend, aber das sind Umzüge immer. Das Playstation-Zimmer ist jetzt das Arbeitszimmer, weil wir ins Homeoffice

wechseln mussten. Ich habe einen Schreibtisch reingestellt. Ich arbeite größtenteils von zu Hause aus, zumindest im Moment. Man ist zu Hause genauso produktiv, aber effizienter. Während der Arbeit zu Hause war ich auch sehr konzentriert, ich war nicht mal auf der Terrasse oder im Garten. Ich habe einen guten Schreibtisch, einen guten Drehstuhl und einen zweiten Monitor. Man hat zu Hause seine Ruhe. Wir haben in der Firma ein Großraumbüro, da wird es schon recht laut.

Das heißt, das Homeoffice hier funktioniert gut?

Ich arbeite immer von 9 bis 14 Uhr, wir haben ein HR-Meeting um 9 Uhr 30, jeden Tag. Es gibt Tage, da habe ich nicht mal Zeit, mir ein Wasser zu holen, und andere, wo ich mir was zu essen





Man hat zu Hause seine Ruhe. Wir haben in der Firma ein Großraumbüro, da wird es schon recht laut.

machen kann. Es ist schon ein Vorteil, wenn man nebenher den Haushalt auch im Griff haben kann. Man klappt den Laptop zu, kann danach sofort aufräumen, und dann das Kind abholen. Es ist eine Erleichterung für mich, weil alles so sauber und gut eingeteilt ist. Wenn ich die Kleine auf dem Rückweg vom Büro abhole, muss sie zu Hause erstmal warten und alleine spielen, während ich Haushaltsdinge mache.

Sie sind beide berufstätig mit kleinem Kind – wie hat das bisher während Corona funktioniert?

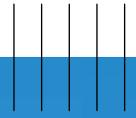
Was etwas schwierig war in der Coronazeit: Dass der Kindergarten so weit weg ist, und ich dann hin und wieder nach Hause fahren musste. Schwierig war, dass die Kleine nur drei Tage

Eingewöhnung hatte, weil der Start des Kindergartens mit Corona zusammenfiel. Dann wieder zu Hause, dann wieder zwei Tage Eingewöhnung, dann länger zu Hause. Da sind viele Tränen geflossen, vor allem an den Montagen. Als der Kindergarten im Lockdown geschlossen war, oder als es einmal einen Verdachtsfall dort gab, habe ich die Kleine auch mal mitgenommen ins Meeting.

Und ist das erfolgreich verlaufen?

Meine Chefin ist sehr kinderfreundlich, sie hat auch einen kleinen Sohn, der auch im Meeting dabei war. Trotzdem habe ich beim ersten Mal geweint, ich war ganz verzweifelt und überfordert, weil die Tochter noch so klein ist und nicht eine Stunde alleine spielen kann. Ich habe einmal kurz nicht zu ihr hingeschaut, und sie hat sich eine Schere geschnappt und prompt ihr T-Shirt zerschnitten. Dieses T-Shirt bleibt als Erinnerung für sie, und sie erzählt heute noch oft voller Stolz, wie sie bei „Mama Büroarbeit“ ihr T-Shirt zerschnitten hat! **MN**

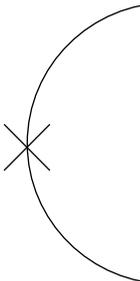
08:02



08:02

Großer Wagen kleine Familie

Vor dem Fenster saust die Bahn vorbei, dahinter schwingen sich die Felder ab und wieder auf, bei gutem Wetter sieht man bis zum Schneeberg. Zum Möblieren des Balkons hatten die Vacolas noch keine Zeit, denn Beruf und Baby verlangen Aufmerksamkeit. Umso wichtiger, dass es Fixpunkte im Tagesablauf gibt. Zum Beispiel der gemeinsame Morgenkaffee. Der aber manchmal, nach unruhiger Babynacht, auch das gemeinsame Abendessen werden kann.



en,

In seinem Beruf als Autoverkäufer bekam Daniel Vacola die Auswirkungen der Pandemie unmittelbar mit: Die Umsatzkurve zeigte steil nach oben. Kundengespräche aus dem Homeoffice versuchte er trotzdem zu vermeiden. Privat ist privat. Und fürs Private gibt es gemeinsame Wohnrituale, in denen die kleine Tochter ihren festen Platz hat.

Daniel Vacola empfängt uns im Gemeinschaftsraum im Erdgeschoß. Die Wohnung ist momentan tabu, denn das Baby schläft gerade. Der junge Vater winkt später für den Fotografen vom Balkon im zweiten Stock an der Fontanastraße – hoch genug, um das Panorama des Wiener Südens zu genießen.

Drei Stockwerke weiter unten in der Tiefgarage steht sein Firmenwagen, mit dem er nach dem Morgenkaffee mit Schneebergblick in die Arbeit fährt. Daniel Vacola verkauft Autos. Eine Branche, die wie fast alle durch die Coronapandemie durcheinandergewirbelt wurde. „Im ersten Lockdown war ganz Österreich in Schockstarre, da sind alle daheimgeblieben“, sagt er. „Wir haben zumindest unser Mailprogramm aufs private Handy verbunden, um mit den Kunden in Kontakt bleiben zu können. Aber auch da gab es eher wenig, weil die Kunden andere Sachen im Kopf hatten, als ein Auto zu kaufen.“

Nach dem Ende der Schockstarre durften die Mitarbeiterinnen wieder zurück, Kundenkontakt war jedoch nur in der Werkstatt erlaubt, nicht im Verkauf. „Wir sind damals im Schauraum gesessen, unsere Arbeitsplätze waren mit Absperrband abgesperrt. Wir haben uns da wie Affen im Käfig gefühlt, weil man mit uns nicht kommunizieren durfte. Die Kunden durften das Fahrzeug in die Werkstatt bringen, aber nicht mit dem Verkauf reden, weil das ja eine Verkaufsanbahnung hätte sein können. Also hat sich die Kommunikation ein bisschen auf Telefon und E-Mail verschoben, aber eher bei Firmenkundinnen, und ich bin mehr für Privatkunden zuständig.“





Ich möchte meinem Kind beibringen, dass es uns wichtig ist, gemeinsam Zeit zu verbringen.

Die Pandemie hat nicht nur unsere Wohnwelten, sondern auch unsere Arten der Fortbewegung beeinflusst. Gerade zu Beginn scheuten sich viele vor der Enge in den Öffis, gingen zu Fuß, fuhren Fahrrad oder setzten sich ins Auto. Hat das zu einem Boom beim Autoverkauf geführt? Hat es definitiv, bestätigt Daniel Vacola. „Es kam nach dem ersten Lockdown ein ziemlicher Aufschwung an Verkäufen, vor allem kleine und günstige Autos, aber interessanterweise nur im Osten Österreichs. In Wien hätten wir gar nicht in Kurzarbeit gehen müssen, weil das Geschäft so gut gegangen ist. Ich verstehe das auch, diese Angst vor der Enge, ich mag selber die Öffis auch nicht. Für andere war es wiederum ein Investment in ein Luxusgut. Danach haben sich die Verkäufe wieder nach unten korrigiert. Jetzt geht die Normalität wieder weiter, aber man merkt schon, dass sich etwas verändert hat. Die Leute sind generell leichter gereizt und ungeduldig.“

Autos aus dem Wohnzimmer verkaufen

„Wenn ich ein erfahrener Autokäufer bin, der genau weiß, was er will, geht das mit Click&Collect, aber sonst nicht. Verkauf ist immer mit viel Emotion verbunden, und als Verkäufer ist es unsere Aufgabe, diese Emotionen zu wecken. Ich habe im ersten Lockdown, glaube ich, zwei oder drei Autos von zu Hause aus verkauft, ausgeliefert wurden sie danach.“

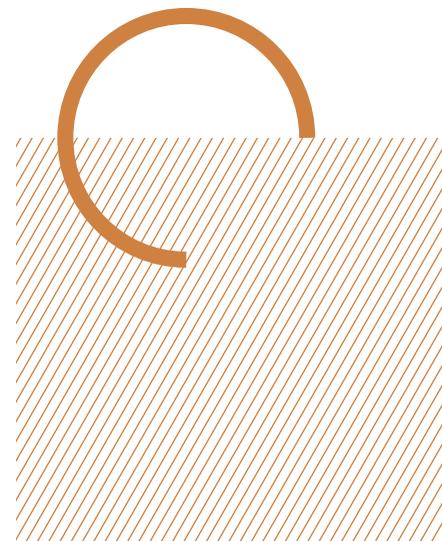
Ein Freund des Homeoffice ist Daniel Vacola während der Pandemie allerdings nicht geworden, er hält Arbeit und Privatleben lieber strikt getrennt und will nicht, dass Kunden über die Zoom-Kamera Einblick in seinen Wohnalltag gewinnen. „Umfeld sieht. Ich versuche, die Arbeit nicht mit nach Hause zu nehmen. Das wurde aber auch vom Arbeitgeber nicht verlangt. Wobei: Wenn ich an Freunde und Bekannte denke, die im Homeoffice waren und mehr Zeit für die Kinder hatten, ist das schon etwas Positives.“

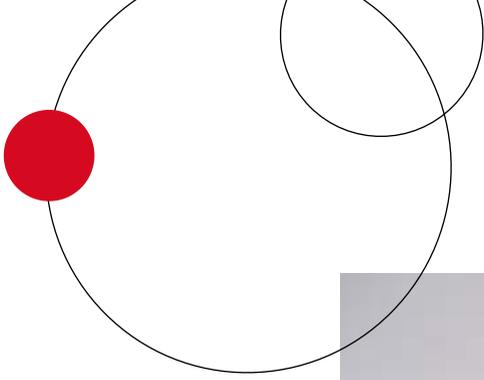
Zeit und Raum fürs Kind

Das war auch einer der Gründe, warum Daniel Vacola und seine Frau ein neues Zuhause suchten. Dem Bauträger blieb er beim Wohnungswechsel treu – Ehren- und Familiensache sozusagen. „Ich habe vorher schon in einer Wohnanlage der WBV-GPA gewohnt, weil ich immer schon Gewerkschaftsmitglied war und meine Mutter auch bei der Gewerkschaft arbeitet. Dann ist meine Frau zu mir gezogen, und es war klar, dass wir auf lange Sicht etwas Größeres brauchen. Wir hatten 45 Quadratmeter, aber zu dritt wäre es schon eng geworden. Irgendwann sind wir durch die WIG spaziert und zufällig an dem riesigen Schotterplatz mit Bauschild vorbeigekommen und haben gesehen, dass die WBV auch beteiligt ist. Also dachten wir, wir melden uns an, weil das eine gute Chance ist.“

Dank der frühen Anmeldung konnten sich die Vacolas nahezu jede Wohnung im Haus aussuchen. Eigentlich präferierten sie ein höheres Stockwerk, doch die Höhenangst seiner Gattin korrigierte die Auswahl nach unten. Macht nichts, sagt Daniel Vacola. „Das passt schon, weil die Wohnung gut geschnitten ist und einen Balkon mit schöner Fernsicht hat.“ Ein idealer Ort für den gemeinsamen Morgenkaffee, doch realisieren lässt sich das im Alltag nicht immer, denn das Baby hat eigene Pläne. „Bevor die Kleine da war, war es unser Ritual, dass meine Frau und ich gemeinsam einen Kaffee trinken vor der Arbeit. Heute ist es eher das gemeinsame Abendessen geworden, weil das Baby nachts Aufmerksamkeit braucht. Aber ob morgens oder abends: Ich möchte meinem Kind beibringen, dass es uns wichtig ist, gemeinsam Zeit zu verbringen.“

MN





S
und

WBV-Geschäftsführer Michael Gehbauer schlüpft in sein Sakko und nimmt ausgewählte Papierstapel von seinem Besprechungstisch, um in den Sitzungssaal im Erdgeschoß der WBV-Zentrale zu gehen. Jeden Dienstag um 9 Uhr treffen sich die Abteilungsleiter und Geschäftsführerinnen und besprechen aktuelle Themen der Bestandsverwaltung und der Projektentwicklung. Da geht es zum Beispiel um die Überschwemmung einer Tiefgarage ebenso wie um Neuvermietungen fertiggestellter Objekte.



Schöne Statistiken und viele Baustellen



en n

„Frau Wimmer, haben wir schon die aktuellen Statistiken für Neubau parat?“, ruft der Geschäftsführer der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte seiner Assistentin im Nebenzimmer zu. Es ist Dienstag und wie immer an diesem Wochentag steht die „Jour fixe“ genannte Wochenbesprechung an.



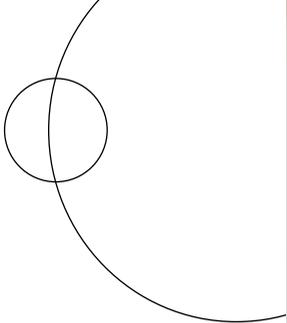
Auf seinem Besprechungstisch stapeln sich die Unterlagen: ausgedruckte E-Mails und Excel-Listen, Berichte zu bestehenden Wohnanlagen der WBV-GPA sowie zu Projekten, die vielleicht irgendwann in ferner Zukunft einmal dazugehören könnten. Urlaubsbedingt seien die Stapel heute höher, als er es sich wünschen würde. Dabei scheinen die mit Heftklammern und Klarsichthüllen geordneten und mit handschriftlichen Anmerkungen versehenen Unterlagen durchaus einer Ordnung zu unterliegen – Chaos am Schreibtisch sieht anders aus.

„Für mich ist der Jour fixe eigentlich fast das wichtigste Führungsinstrument für das gesamte Unternehmen. Weil wir da eben nichts anderes tun als kommunizieren“, erklärt Michael Gehbauer, während er von seinem Büro übers Stiegenhaus in den ebenerdigen Sitzungssaal eilt. Dort haben sich die Abteilungsleiterinnen bereits versammelt. Michael Gehbauer hängt sein Sakko über die Sessellehne, breitet die Unterlagen vor sich aus und begrüßt die Runde. Neben ihm sitzen Frau Wimmer, die in Echtzeit das Protokoll zum Jour Fixe bearbeitet, sowie die zweite Geschäftsführerin der WBV-GPA, Nadja Shah.



Der Jour fixe ist für die WBV-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter – ob sie in der Hausverwaltung arbeiten, in der Projektentwicklung, in Public Relations, in der Gebietsbetreuung oder in der Rechtsabteilung – wöchentlich die Gelegenheit, Themen vorzubringen und sich – eben abteilungsübergreifend – auszutauschen. „Schnittstellenproblematik“ nennt man in der Unternehmenskultur jene Bereiche, die in die Kompetenz mehrerer Abteilungen fallen oder wo die Abstimmung mehrerer Abteilungen erforderlich ist. Genau das ist eine weitere Funktion des Jour fixe: die „Schnittstellenproblematiken in den Griff zu bekommen“, so Gehbauer.

Das geht natürlich im persönlichen Gespräch reibungsloser als über digitale Kommunikationsmittel. Diese Erfahrung haben in der Pandemie wohl viele Unternehmen und Arbeitnehmerinnen gemacht. Bei der WBV-GPA ist man daher – auch dank eines konsequenten Hygienemanagements – nach der Zeit der Homeofficeempfehlung bald wieder zurückgekehrt an den Arbeitsplatz. „Ab dem Zeitpunkt, wo es möglich war, haben wir wieder persönliche Treffen abgehalten und umgestellt auf Präsenzbetrieb“, erläutert Gehbauer, „weil ich glaube, dass



In der Schönheit der Zahlen enthalten sind die Erfolge.

Kommunikation über Bildschirm und Videokonferenz einfach unheimlich verkürzt wird und zu vielen Missverständnissen führt, vielleicht auch das Engagement und die Motivation der einzelnen Mitarbeiter bremsst.“

Der Jour fixe der WBV-GPA ist traditionell zweigeteilt. Die erste Stunde ist der Bestandsbewirtschaftung gewidmet. Da geht es um firmeninterne Organisation, wie um die neue Homeofficevereinbarung, um den Ablauf der Weihnachtsfeier, um die Befüllung der neuen Webseite oder um Personalfragen. Außerdem werden konkrete Situationen in Wohnanlagen besprochen: die Sanierung einer Wohnung nach einem Brand, die Übersiedlung der PopUp dorms, Wohnungswechsel innerhalb der WBV-Anlagen oder die Überschwemmung einer Tiefgarage nach den Regenfällen des Sommers 2021. Alles wird sogleich zusammenfassend ins Protokoll aufgenommen: „‘Durch die starken Regenfälle am 17.8. ...‘, dann machen wir einen Punkt, und den nächsten Halbsatz streichen wir.“

Planung der Zukunft

Nachdem Nadja Shah die Gesprächsleitung des ersten Teils innehatte, trommelt Michael Gehbauer gegen 10:00 Uhr mit den Fingern auf den Tisch, fragt in die Runde, ob es noch Wortmeldungen gibt, und geht über zum zweiten Teil der Besprechung. In der folgenden Stunde geht es nun um die Projektentwicklung, also um die Zukunft. Auch hier geben die Tagesordnungspunkte interessante Einblicke in die vielfältigen Bereiche, die von den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des gemeinnützigen Bauträgers behandelt werden: die Nutzung der Gemein-





schaftsräume in der Körner-Kaserne, der Pressetermin zur Übergabe der Wolfganggasse mit Stadträtin und Vertreterinnen der Bauträger, die Errichtung eines Jugendspielplatzes in der Käthe-Dorsch-Gasse oder der Vergabestart der 2023 fertigen Anlage „the one“ in Neu Marx.

Letzte Adaptionen des Protokolls werden vorgenommen, bevor Michael Gehbauer ein Druckexemplar des alten Protokolls demonstrativ und leicht theatralisch vor sich zerreißt. Ende des Jour fixe. Viele Probleme sind da besprochen worden, anstehende Sanierungen, Mietzinsminderungsforderungen, Zahlungsrückstände, viele Baustellen gleichzeitig. Klar, was alles gut funktioniert, muss ja nicht im Detail ausgebreitet werden. Vielleicht sind gerade deshalb die Statistiken so wichtig: Denn in der Schönheit der Zahlen enthalten sind die Erfolge. Die Zahl zufriedener Mieterinnen bestehender Objekte, die Neuvermietungen, die geplanten Übergaben fertiggestellter Wohnungen an Menschen, die sich auf die Wohnungen freuen. **AS**

10:00



10:00



Nina Fleischmann hatte es während des Lockdowns nicht weit ins Büro. Nach dem Anziehen und Zähneputzen sind es nur ein paar Schritte zum Esstisch, der zu ihrem Schreibtisch mutierte. Pendeln in Zeiten der Pandemie. Hier telefonierte sie mit Kundinnen oder traf ihre Kollegen im Onlinemeeting. Zumindest konnte sie währenddessen ihrem idyllischen Garten beim Gedeihen zusehen.

Allein in Versailles





Ob Nina Fleischmann einer Vorlesung lauscht oder mit aufgebrauchten Kunden telefoniert, sie sitzt dabei an ihrem Esstisch. Wie es ist, die erste eigene Wohnung während einer Pandemie zu beziehen.

Unser Radius wurde kleiner, unsere Kontakte wurden weniger, das haben die meisten von uns erlebt. Viele tauschten den Schreibtisch im Büro gegen den Esstisch zu Hause. Restaurants, Sportvereine und Clubs mussten schließen, Kinder und Studierende verbrachten plötzlich sehr viel Zeit daheim. Für die 21-jährige Nina Fleischmann trifft dieser Rückzug sogar im doppelten Sinne zu. Sie absolviert ein duales Studium: Sowohl ihre Vorlesungen als auch die Arbeit bei einem Reiseveranstalter fanden plötzlich in den eigenen vier Wänden statt.

Es ist ihre erste eigene Wohnung: Drei geräumige, im Erdgeschoß liegende Zimmer, eine große Couch, durch das große Wohnzimmerfenster sieht man in den akkurat gepflegten Garten. Ein Rasenmäherroboter zieht seine ruhigen Runden über das Grün. Hinter dem Gartenzaun liegen die Felder – viel mehr am Stadtrand kann man kaum wohnen. Drinnen ist es gemütlich: Küche und Möbel sind in Dunkelgrau gehalten, mit ein paar senfgelben Akzenten. An der Wand hängen Fotos vom letzten Urlaub im Süden – vor der Pandemie.

Studium auf Distanz

Ende August 2020 war die Schlüsselübergabe, die Studentin bezog gemeinsam mit ihrem Freund die von den Eltern gekaufte Eigentumswohnung. Wenige Wochen später folgten der sogenannte Lockdown light und anschließend der zweite harte Lockdown. Die 21-Jährige studiert Tourismuswirtschaft an einer deutschen Privatuniversität, welche gewissermaßen die Gunst der Stunde für Einsparungen nutzte: Der Wiener Campus wurde geschlossen, alle Kurse fanden von nun an virtuell statt.

Während sie die ersten beiden Semester noch als ganz normale Studentin erlebt und auch ihre Mitstudierenden kennengelernt hatte, war das Studium auf Distanz eine große Umstellung für sie. Plötzlich sah sie den Dozenten nur noch am Bildschirm, zu ihren neuen Kommilitoninnen gab es gar keinen Kontakt mehr. Den ersten Lockdown im Frühling hatte sie noch im Haus ihrer Eltern verbracht, die auch beide im Homeoffice arbeiteten. Gemeinsam zu essen und zu plaudern habe ihr damals geholfen, mit den Einschränkungen umzugehen, erzählt sie bei unserem Besuch.



Für meisten Menschen ist es ein großer Schritt, das Elternhaus zu verlassen und ein Leben als unabhängige Erwachsene zu beginnen. Normalerweise ist dieser Auszug eine Zeit der Freiheit, des Ausprobierens, vielleicht auch der Euphorie. Wie ist das, wenn plötzlich WG-Partys abgesagt werden und Treffen mit Freunden auf ein Minimum reduziert sind? „Wir haben uns ziemlich streng an die Coronaregeln gehalten und wirklich niemanden eingeladen. Meine einzigen Kontakte waren mein Freund, der immer erst abends nach Hause kommt, und ab und zu meine Eltern. Erst gegen Ende der Ausgangsbeschränkungen waren zum ersten Mal ein paar Freunde zu Besuch. Der soziale Kontakt hat mir sehr gefehlt, es war oft langweilig und manchmal auch richtig einsam.“ Was nicht daran liegen kann, dass sie zu wenig zu tun hat, denn ihre Tage sind durch das duale Studium durchgetaktet: Von Montag bis Mittwoch arbeitet sie ganztags, donnerstags und freitags sind die Vorlesungen an der Reihe.



Nicht nur das komplette Verschwinden des Campus stellte ihr Leben auf den Kopf, sondern auch die Kürzungsmaßnahmen ihres Arbeitgebers, einem Anbieter von Flusskreuzfahrten: Von 12 Angestellten reduzierte er die Abteilung, in der

Zum Glück haben mich meine Eltern gut auf das Leben vorbereitet, ich kann putzen und kochen.

sie arbeitet, auf nur mehr sechs Angestellte. Die Kolleginnen mussten die Aufgaben der gekündigten Mitarbeiterinnen übernehmen. Auch das Telefonieren wurde zum Teil schwierig, weil sich viele Kundinnen und Kunden über abgesagte oder verschobene Reisettermine ärgerten. Alles nicht sehr erfreulich, alles nicht einfach.

Konnte sie die schöne neue Wohnung trösten? Der Garten, der so professionell angelegt ist, dass ihn unser Fotograf staunend als „Mini-Versailles“ bezeichnete? „Leider bin ich kaum draußen, weil ich in meinem Job viel telefonieren muss und auch den Bildschirm im hellen Licht nicht gut erkennen kann. Aber wenigstens konnte ich dem Garten beim Wachsen zusehen.“ Und wie war es, plötzlich alleine zu leben und dabei wirklich sehr viel alleine zu sein? „Zum Glück haben mich meine Eltern gut auf das Leben vorbereitet“, lacht sie. „Ich kann putzen und kochen. Aber es war trotzdem eine große Umstellung. Mein Freund war den ganzen Tag unterwegs, ich war den ganzen Tag zu Hause und musste deshalb eigentlich die ganze Hausarbeit alleine erledigen. Oft hatte ich keine Lust, nur für mich zu kochen.“

Schrittweise zurück in die Freiheit

Auch wenn der letzte Lockdown bei unserem Besuch schon einige Zeit zurückliegt, will sich Nina Fleischmann an die wiedergewonnene Freiheit noch nicht ganz gewöhnen: „Irgendwie ist es noch komisch. Wir haben uns noch nicht getraut, Freunde einzuladen. Bis jetzt waren nur meine Eltern und meine Schwiegereltern zu Besuch.“ In normalen Zeiten hätte sie auch ihre sympathische Nachbarin schon längst einmal auf ein Glaserl eingeladen. Zumindest konnte man dank angrenzender Gartenzäune ab und zu plaudern. „Aber längere, tiefgründige Gespräche haben wir leider noch nicht geführt.“ Die neue Freiheit wirkt auf sie jetzt, im Sommer, noch trügerisch: „Ich habe ein bisschen Angst, dass die Zahlen wieder steigen und dass wir wieder komplett ins Homeoffice müssen.“ Momentan fühlt es sich für sie gut an, wenigstens ein paar Tage pro Woche ins Büro zu dürfen.



Zwei Stadthäuser hinaus

1220 – Stadlbreiten 19
Seite 64

In Breitenlee finden sich noch viele Hinweise auf die landwirtschaftlichen und dörflichen Wurzeln des längst zu einem großstädtischen Entwicklungsgebiet gewordenen Stadtteils. So gibt es hier noch wie in einer Landgemeinde eine Freiwillige Feuerwehr, eine der zwei letzten in Wien. Die kleine Feuerwache befindet sich gegenüber der ehemaligen Volksschule, die vor 20 Jahren als Wiener Schulmuseum eingerichtet wurde. Auch in zahlreichen Straßenbezeichnungen lebt die Geschichte des Dorfes, in dem immer noch Landwirtschaft betrieben wird, weiter. Zum Beispiel in der Stadlbreiten, die ehemals das „Hintaus“ der bäuerlichen Anwesen an der Breitenleer Straße war. Wie sich aus dem Namen ableiten lässt, erstreckten sich bis hierher im Hinterland der Wohnhäuser und Stallungen die

hölzernen Scheunen und die Hausgärten der Bauernhöfe. Und im Anschluss daran – bis heute – die fruchtbaren Ackerböden des Marchfelds.

„Stadlbreiten 19“ lautet also die dörflich anmutende Anschrift der beiden Stadtvillen, die im Anschluss an die 48 geförderten Wohnungen, die sich von der Breitenleer Straße (siehe Seite 27) in die Tiefe erstrecken, errichtet wurden und die Bebauung auf der langen Parzelle abschließen. Eine Erschließungsspanne mit Lift und Stiegenhaus verbindet die beiden Häuser mit insgesamt 28 Wohnungen und gliedert den dazwischenliegenden Freiraum. Architekt Thomas Moosmann gestaltete sie in einer der niedrigeren Hofbebauung ähnlichen Sprache und stellte sie, obwohl davon baulich losgelöst, in einen städtebaulichen Verbund. **FL**

11:40

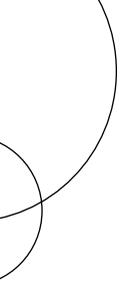


11:40



Pavol Pipa legt seine Arbeitstermine so, dass kurz vor Mittag eine Stunde frei bleibt für Fitness. Wenn er Homeoffice macht, wartet – Witterung egal – das Gerät auf dem Balkon mit Blick auf den See. Wenn er im Büro ist, wartet das Fitnessstudio ums Eck, und wenn er unterwegs ist, liegen die Hanteln im Kofferraum bereit. Pavol Pipa ist so etwas wie ein mobiles Ein-Mann-Fitnessstudio.

Fit durch die Stadt



Pavol Pipa und seine Freundin ergatterten die letzte freie Wohnung im sirius im Seeparkquartier in Aspern. Vom Balkon geht der Blick Richtung See, und dieser Balkon wird nicht nur zum Entspannen genützt: Hier ist der Outdoor-Fitnessraum des gebürtigen Slowaken.

Pavol Pipa kommt soeben von der Arbeit, das Armband eines Fitnessstudios am Handgelenk. Seit neun Jahren lebt der 35-Jährige in Wien. Geboren im slowakischen Trnava studierte er Kybernetik und arbeitet heute als Projektingenieur im Automatisierungsbereich bei der Gebäudeautomation. Früher war er Rapper und Hip-Hopper, doch das, sagt er, ist lange vorbei. Heute lebt er etwas bürgerlicher, die Wohnung im sirius im Seeparkquartier bezog er gemeinsam mit seiner 24-jährigen Partnerin. Ein Kinderzimmer gibt es schon, doch momentan ist das dritte Familienmitglied ein äußerst lebendiger kleiner dreijähriger Yorkshireterrier namens Zoe. „Ich war anfangs nicht so begeistert vom Hund“, sagt Pavol Pipa, „aber jetzt liebe ich ihn“.

Wie sind Sie hier zum sirius gekommen?



Ich habe vorher in einer Einzimmerwohnung gewohnt, das war zu klein. Ich habe jahrelang nachgedacht, was ich machen soll: Gemeindewohnung, Genossenschaftswohnung? Mein Bankberater hat mir dann ein gutes Angebot gemacht für ein Eigentumsmodell. Ich habe in mehreren Stadtteilen gesucht. Ich arbeite im 23. Bezirk, also eigentlich ganz am anderen Ende der Stadt. Aber ich war schon vor fünf, sechs Jahren hier in der Seestadt baden, und es hat mir hier gut gefallen.

Mein erstes Angebot war die letzte freie Wohnung im Haus – und eine Stunde vor dem Termin war die Wohnung dann weg. Also habe ich weitergesucht, und dann im sirius war es schon wieder die letzte freie Wohnung im Haus. Aber dieses Mal hatten wir Glück. Seit Februar wohnen wir hier.

Wie gefällt es Ihnen in der Seestadt?

Sehr gut, ich mag die Atmosphäre. Alle sind entspannt und ruhig, es ist fast ein Urlaubsgefühl. Man braucht gar nicht auf Reisen gehen – ich





nehme die Badehose und bin in drei Minuten unten am See.

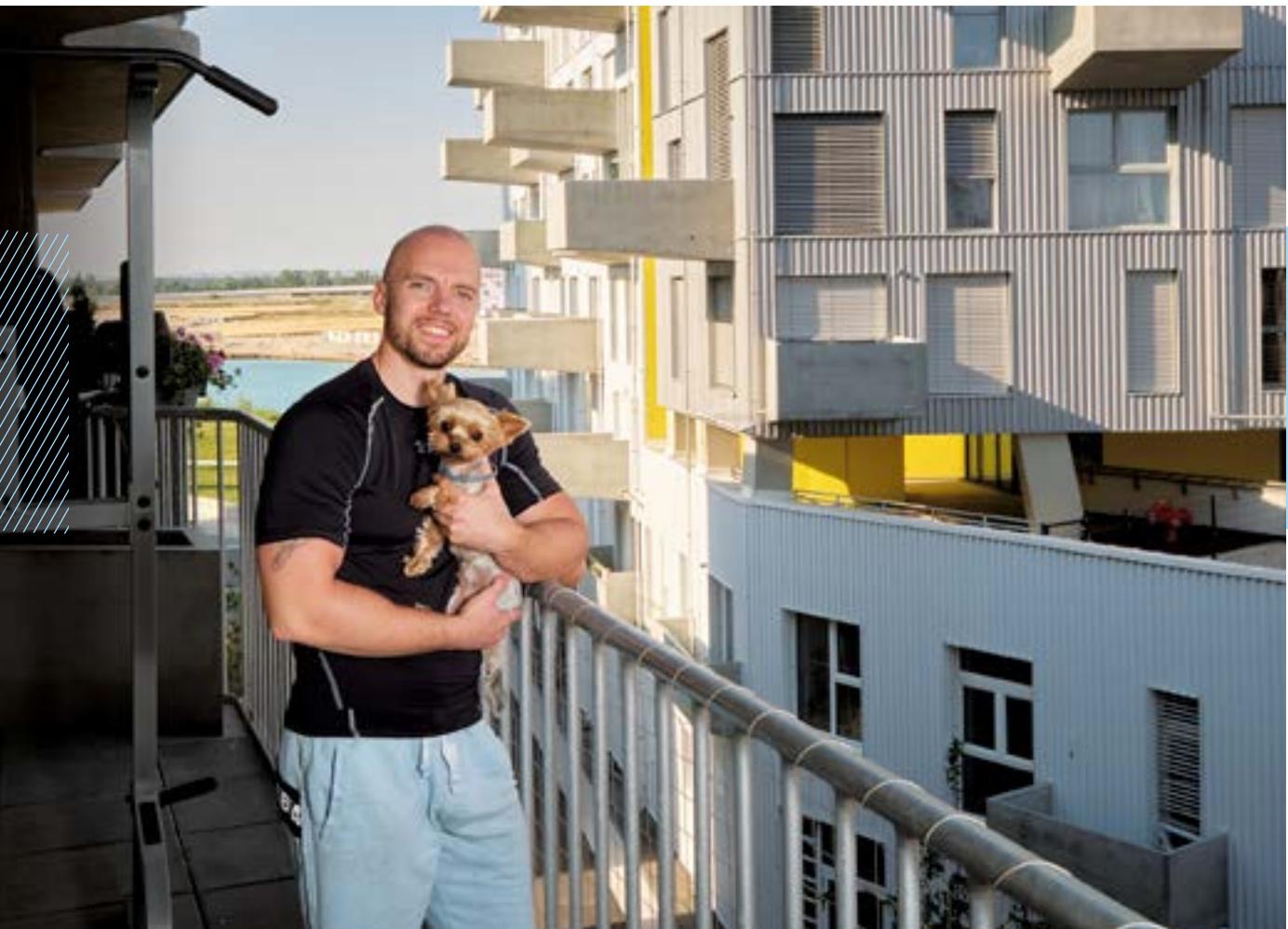
Auf dem Weg zum Arbeitsplatz müssen Sie ganz Wien durchqueren. Gibt es die Möglichkeit zum Homeoffice?

Ja. Wir haben jetzt in der Firma die Möglichkeit, viel im Homeoffice zu arbeiten, nachdem zwei Firmen fusioniert wurden und zu viele Mitarbeiter im Gebäude waren. Die alte Einzelzimmerwohnung war ganz schlecht als Homeoffice. Arbeiten, trainieren,

schlafen, fernsehen, und das alles im selben Zimmer: Da kann man nie den Kopf umschalten. Hier ist es besser. Ich habe ein eigenes Zimmer zum Arbeiten, das zukünftige Kinderzimmer.

Wie viele Tage pro Woche arbeiten Sie von zu Hause?

Ich bin oft im Außendienst bei Kundinnen, und grundsätzlich teilt es sich etwa in 50 % Homeoffice, 25 % Büro und 25 % Kunden auf. Momentan funktioniert es ganz gut, sodass ich um die Mittagszeit trainieren gehen kann, weil ich meine Zeit frei



einteilen kann. Das Arbeiten ist momentan besser als vor Corona, weil flexibler. 11:30–12:00 ist die beste Zeit zum Trainieren, das mache ich vier- bis fünfmal pro Woche.

Wo gehen Sie trainieren?

Ich bin in zwei Fitnessstudios angemeldet, die sind gleich bei meiner Arbeit in der Nähe. Wenn ich mit der Arbeit fertig bin und es ist gerade

Stau auf dem Heimweg, gehe ich erstmal trainieren, und dann gibt's keinen Stau mehr. In der Seestadt gibt es noch kein Fitnesscenter, aber ich glaube, es kommt bald eines. Zu Hause habe ich 18 Quadratmeter Balkon, das ist Platz genug zum Trainieren – und man sieht sogar den See. Ich habe auch mit meiner Freundin gemeinsam auf dem Balkon trainiert, Liegestütze und Kniebeugen.

Ich nehme die Badehose und bin in drei Minuten unten am See.

Wo haben Sie während der Lockdowns trainiert?

Als die Studios geschlossen waren, habe ich bei Schnee, Regen und minus 10 Grad draußen trainiert. Man gewöhnt sich daran! Ich hatte meine Hanteln immer im Kofferraum dabei. Ich bin zum Donaupark oder zu einem Park nach Floridsdorf gefahren, bin ausgestiegen, habe trainiert und bin weitergefahren. Ich war sozusagen ein mobiles Ein-Mann-Fitnessstudio. Wenn man auf den Komfort verzichtet und sich auf das Effektive konzentriert, geht das. Im ersten Lockdown war aber auch das schwierig, weil nicht mal die Spielplätze geöffnet waren, man konnte also auch draußen nicht trainieren. Also bin ich in die Tiefgarage unter dem Haus gegangen und habe neben dem Auto trainiert. Die Nachbarn sind vorbeigegangen und haben mir zugerufen: Aha, wieder am Trainieren? Fleißig!

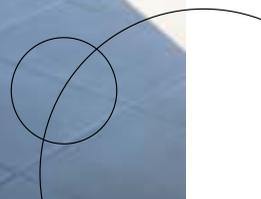
Gibt es hier im Haus auch schon Kontakt zu den Nachbarinnen und Nachbarn?

Langsam lernen wir uns kennen, auch wenn es noch keine richtigen Freundschaften gibt. Wir wurden aber schon zum Kaffee eingeladen, mal sehen! Einen Nachbarhund für unseren Yorkshireterrier gibt es auch schon.

Zoe ist in der Tat ein ziemliches Energiebündel!

Ja, er ist sehr neugierig und sehr aktiv. Nachts haben wir die Schlafzimmertür geschlossen, damit wir ihn nicht hören, weil er die ganze Wohnung erkundet. Er schläft nachts nie, er ist ein richtiges Partytier und schläft dann am Vormittag. Abends sind wir meistens zu Hause. Ich investiere viel Energie in die Arbeit und ins Training, da freue ich mich abends auf Ruhe. Und der Hund freut sich auch, wenn wir zu Hause sind! **MN**

12:23



Hilfe vom Prof



WBV-Hausverwalter Danijel Krajina und Manfred Siegert, Haustechniker des benachbarten ÖGB-Bürohauses und inoffizieller Hausbesorger des Wohnhauses Gröhrmühlgasse in Wiener Neustadt, treffen sich vor Ort. Danijel Krajina führt die jährliche Begehung der Liegenschaft durch; Manfred Siegert hält ihn über Neuigkeiten auf dem Laufenden.





„So, da wären wir“, sagt Danijel Krajina und parkt sein Auto hinter dem Wohnhaus Gröhrmühlgasse im Zentrum von Wiener Neustadt. Vor dem benachbarten ÖGB-Gebäude aus den späten 1970er-Jahren wartet schon Manfred Siegert. Sie begrüßen sich freundlich, fast freundschaftlich; man merkt gleich: Die beiden können gut miteinander. Gebaut wurde die Wohnhausanlage auf einem Grundstück, auf dem zuvor eine in die Jahre gekommene Veranstaltungshalle des ÖGB gestanden ist. Manfred Siegert ist seit 2018 hier im Dienst.

Als Hausverwalter der WBV-GPA betreut Danijel Krajina nicht weniger als 2.200 Wohneinheiten in 45 Wohnhausanlagen. Der jüngste Neuzugang zu seinem überwiegend in Wien befindlichen Hausbestand liegt direkt am Babenberger Ring; für Danijel Krajina ist der nächste Orientierungspunkt aber weder Stadtpark noch Dom, sondern „sein“ anderes Haus in Wiener Neustadt, für ihn „zwei Autominuten“ entfernt. Bei den jährlichen Begehungen seiner Objekte konzentriert sich Danijel Krajina ganz auf das Haus, er beobachtet und dokumentiert: „Mit dem Treppenhaus und den Allgemeinräumen fange ich an. Gibt es Schäden, sind die Handläufe eh nicht locker? Mit dem Lift wird eine Probefahrt gemacht, vielleicht aufs gelbe Knopferl gedrückt, um zu sehen, ob die Notrufzentrale funktioniert. Dann schaue ich: Gibt es feuerpolizeiliche Übelstände, sind Sachen abgelegt worden, die einen Fluchtweg behindern? Und halt alles, was einem sonst noch auffällt. Falls Reparaturen oder Instandsetzungen notwendig sind, gebe ich das dann an die Fachabteilungen weiter.“





Die Gröhrmühlgasse ist – für Danijel Krajinas Aufgabenbereich – ein besonderer Fall, und der Grund ist die Nachbarschaft zum Bürohaus des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, genauer gesagt dessen Hausbetreuer und Brandschutzbeauftragter Manfred Siegert. Er kennt das Wohnhaus seit seiner Errichtung, und er kennt die Bewohner, seit sie erstmals ihren Fuß in die später bezogenen Wohnungen gesetzt haben. Er war es, der den Interessentinnen die Wohnungen zeigte, denn er war ja ohnehin vor Ort. Manfred Siegert hat das neue Haus mit dem Tag seiner Geburt adoptiert; er hat sich einfach verantwortlich gefühlt.



Mit Leib und Seele, in Fleisch und Blut

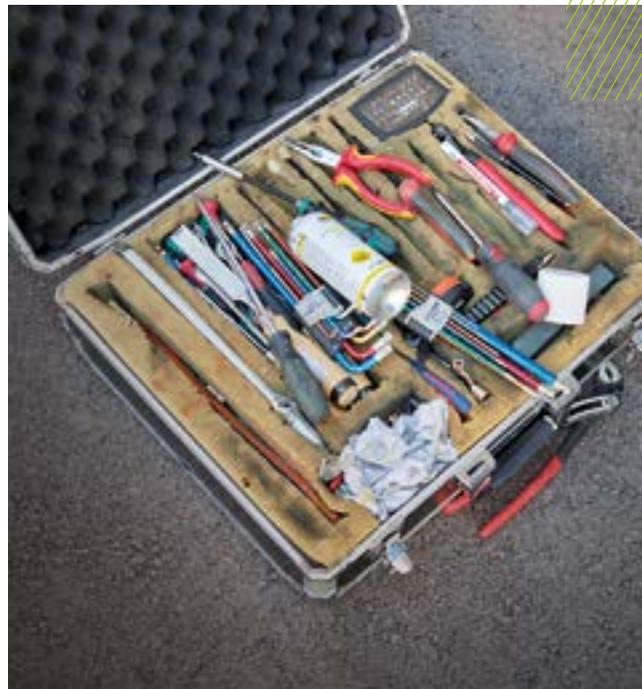
Die Übergabe an die neuen Bewohner und Bewohnerinnen fand im August 2020 statt, „es lag in der Luft, dass das für alle ein besonderer Tag war“, so Daniel Krajina. Wie fühlte es sich für Manfred Siegert an, dass auf „seinem Terrain“ nun Menschen wohnen, die Lärm und Probleme machen könnten, die vielleicht komplizierter sind als die Büroleute? „Es gibt überhaupt keine Probleme. Es sind Kinder da, die draußen spielen. Alles ganz angenehm, muss man sagen.“ Manfred Siegert ist einer, der offenbar Menschen mag und ihre Anwesenheit, ihre Bedürfnisse und ihre Unzulänglichkeiten nicht als Problem sieht. Eher schon als Teil des Lebens, wenn nicht als Bereicherung. „Es sind ganz normale, bodenständige, angenehme Leute“, sagt Siegert, junge Familien, Alleinstehende, Hundebesitzerinnen und auch zwei Rollstuhlfahrer, für die im Erdgeschoß barrierefreie Wohnungen geplant wurden.

Wenn die Tür zum Müllraum nicht schließt, weil jemand einen Fremdkörper ins Schloss gesteckt hat, ruft er den Schlosser. Wenn ein Mieter die Heizung nicht andrehen kann, geht er – der gelernte Installateur – zu ihm in die Wohnung, um die Heizung zu entlüften und ihm die Funktionsweise zu erklären. Wenn die Schlingpflanzen zwischen den Bauteilen ausgetrocknet sind, dann gießt er sie. Wenn eine Balkontüre nicht schließt, dann ist er der Ansprechpartner für die Reparaturfirma. „Für mich sind es Kleinigkeiten“, sagt Manfred Siegert, die Ruhe in Person. Selbst als er erzählt, wie der Keller durch einen Schaden der Hebelanlage mit Fäkalien und Abwasser geflutet wurde. „Für die Mieterinnen sind das meist auch Kleinigkeiten, aber sie brauchen halt eine Ansprechperson. Da merkt man schon, wenn keiner da ist, werden sie ein bisschen ungeduldig und nervös. Aber ich habe ihnen gesagt, sie können mich jederzeit anrufen, auch in der Nacht. Mit Leib und Seele muss man dabei sein. Und das alles muss in Fleisch und Blut übergehen“, beschreibt Manfred Siegert bildreich sein Arbeitsethos.

Für mich spielt das keine Rolle, ob ich da jetzt zehn Meter rübergehe.

„Ein Glücksfall“, sagt Danijel Krajina über den aushilfsbereiten Nachbarn. Er sei bestens über die Geschehnisse in der Anlage informiert, die Firmen melden sich oft direkt bei ihm. „Es ist schon vorgekommen, dass er mir über den Messenger mitgeteilt hat: ‚Garagentor hängt, Firma ist informiert. Mach dir keine Sorgen‘ – so eine Vorwarnung erleichtert mir die Arbeit ungemein, da ich schon informiert bin, wenn eine halbe Stunde später ein Mieter anruft.“ Bei jedem persönlichen Treffen bedankt sich Danijel Krajina „siebzehn Mal“ bei Manfred Siegert, dem inoffiziellen Hausbesorger, „aber hast du das Gefühl, dass wir das ausreichend wertschätzen?“ „Jo, jo, jo“, sagt Siegert, „für mich spielt das keine Rolle, ob ich da jetzt zehn Meter rübergehe. Da ist der Schaden geringer, wenn ich rübergehe und das gleich mit der Mieterin oder der Firma klären kann.“

Krajina und Siegert kommen mit einem Mieter ins Gespräch, der in seinem Vorgarten an einem Gartentisch sitzt und an seiner Fischereiausrüstung werkelt: „Ich bin jetzt Fischer“, sagt Omer Djedovic, „irgendein Hobby braucht man“, und führt einen piepsenden Bissanzeiger vor. Sonnenschirm, Gerätehütte mit Kühlschrank und Werkzeug, Gartenmöbel, Schaukelstuhl, Wäschehänger – das alles findet in dem Gärtchen Platz. Die Rampe aus Pflastersteinen hinaus auf den Gehsteig hat Omer Djedovic, der früher Bauarbeiter war, selbst gelegt.





Auch für seine Nachbarn zu ebener Erde, die wie er gehbehindert sind. Derzeit läuft ein Antrag auf eine Ladezone, sodass die Rollstuhlfahrerinnen und -fahrer direkt vom Auto aussteigen und über den Vorgarten in die Wohnung gelangen können. „Komm vorbei auf einen Kaffee, warum kommst du nicht?“, lädt er Manfred Siegert ein. „Stress“, antwortet er knapp. „Wenn du keinen Stress hast, kommst du auf einen Kaffee.“ „Nächste Woche kein Stress, da komme ich vorbei.“ „Okay, da bin ich hier. Manchmal schlafe ich, aber sonst bin ich hier. Im Garten.“ „Gut, ich bringe dir was mit, ich war in der Schnapsbrennerei“, sagt Manfred Siegert lachend, bevor der Rundgang fortgesetzt wird.

Selbst hier zu wohnen, das hätte ihn auch interessiert, sagt Siegert mit Blick auf den begrünten Innenhof und die Wildblumenwiese auf dem schrägen Dach der Tiefgarageneinfahrt. Aber seine Frau sei dagegen gewesen. „Dann bist du nur mehr in der Arbeit“, so seine Frau. Sie kenne ihn halt gut. Derzeit ist ein Umzug von der Gemeindewohnung, wo er schon als Kind gewohnt hat, hierher, in die 2020 bezogene Wohnhausanlage der WBV-GPA, ohnehin keine Option. Die Wohnungen waren sofort vergeben – kein Wunder, bei der Lage. Nur eine Wohnung im Erdgeschoß ist gerade leer. Die Mieterin ist weggezogen: rauf in den ersten Stock, zu ihrem Nachbarn, wo auch ein Kinderzimmer bereitsteht. Die beiden haben sich erst hier kennengelernt, weiß Manfred Siegert.

„Übrigens habe ich beim Schildermacher das Gassentaferl bestellt“, informiert ihn Danijel Krajina gegen Ende der Begehung, „das war ein langes Hin und Her, wer dafür zuständig ist.“ Auch welche Hausnummer die Liegenschaft hat, war nicht klar: „Gröhrmühlgasse 4–6“ stand überall, dabei ist 4 die Hausnummer der Wohnhausanlage und 6 jene des Bürohauses. Als wären die beiden zu einer Einheit verschmolzen. An sich hätte es nichts ausgemacht, sagt Manfred Siegert, aber für die Postzustellung war die gefühlte Zusammenlegung problematisch. Das neue Taferl wird demnächst montiert.

AS





Gartenlauben in Innen- stadtlage

Wenn das keine „beste Lage“ ist, was dann? Die Gröhrmühlgasse ist eine ruhige Wohngegend und doch sind es keine zehn Minuten Fußweg zum Bahnhof, noch kürzer dauert der Spaziergang zum Domplatz. Einst befand sich hier die Veranstaltungshalle des ÖGB-Zentrums aus den 1970er-Jahren. Die sanierungsbedürftige Halle wurde gesperrt und schließlich abgetragen, übrig bleiben das Bürohaus des Österreichischen Gewerkschaftsbundes und die aus Carrara-Marmor gehauene „Dame in Weiß“ von Rudolf Schwaiger. Ebenso in Weiß (nicht aus Marmor) spannt sich davor nun V-förmig um einen Hof die von Duda, Testor. Architektur geplante Wohnhausanlage mit 38 Mietwohnungen in Größen zwischen 52 und 80 Quadratmetern auf. Aus den oberen Geschoßen überblickt man die nahe Innenstadt mit dem mittelalterlichen Dom und hat Ausblick auf die Berglandschaft der Wiener Alpen.

Die Wohnungen werden über ein innenliegendes geschlossenes Stiegenhaus und zwei offene Laubengänge erschlossen. Für die prägnante Physiognomie an den nach Westen orientierten Fassaden sorgen im Wechselspiel mit gegeneinander versetzt angeordneten hochformatigen bodentiefen Fenstern markante vorgehängte Balkone, die wie kleine Gartenlauben aussehen. Holzspaliere geben dem erweiterten Wohnraum an der frischen Luft einen Rahmen. Sie dienen als Schattenspender und Sichtschutz, sind aber auch ein Angebot an die Bewohnerinnen, sie zu nutzen – zum Beispiel als Rankhilfe für Pflanzen oder um ein Sonnensegel daran zu befestigen.

Das Bürogebäude des Gewerkschaftsbundes auf der Hinterseite der Liegenschaft wurde saniert und erhielt ein außen wie innen holzverkleidetes Veranstaltungsfoyer. **FL**



13:00



13:00

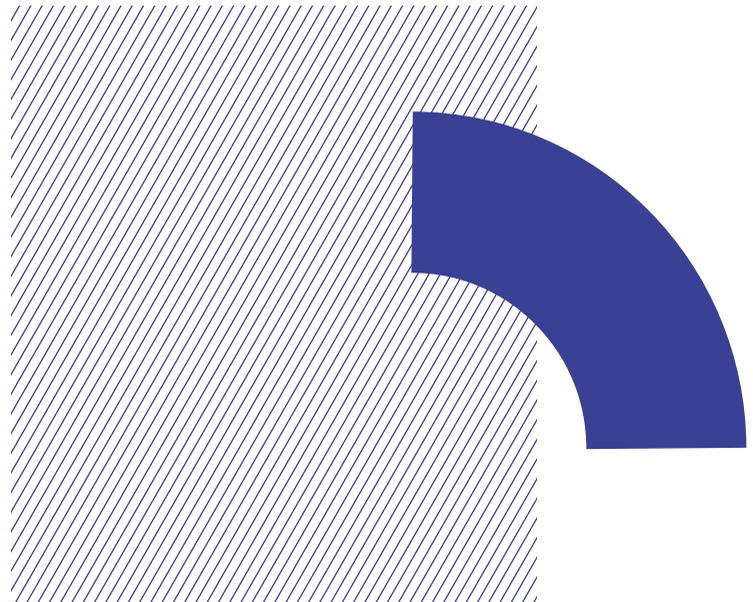


Eine große Wohnküche, mit viel Platz für Gemeinsamkeit und Rückzug. Großer Tisch, breite Fensterfront zum Balkon, viele Sofas zum Fallenlassen. Dahinter eine Glaswand zum Mitarbeiterbüro. Noch dürfen coronabedingt nicht alle Nutzerinnen ihre Gemeinschaft hier ausleben, doch die Mitarbeiter treffen sich einmal die Woche vor Ort zur Besprechung. Sie sind die Keimzelle für die Anlaufstelle. Sie halten DAS BAND zusammen.

Schutzräume bauen

Der Stützpunkt der sozialen Einrichtung DAS BAND in der Fontanastraße bietet teilbetreutes Wohnen für psychisch Kranke. Leiter Christoph Wilhelmer baute hier nicht nur ein neues Team auf, sondern einen ganzen neuen Stützpunkt, und das mitten in der Pandemie. Aber das Bauen hat er gelernt.

Lange Haare, kurze Hose, Tattoos am Bein. Im Regal seines Büros zwischen umfassender Literatur zur Soziologie eine Bandbiografie von Black Sabbath. Das persönliche Geschenk eines Nutzers, sagt Christoph Wilhelmer lächelnd. „Nutzer:innen“, so werden die von ihm und seinem Team betreuten Menschen genannt, die in der Nähe des Stützpunktes von DAS BAND wohnen. Christoph Wilhelmer ist der Leiter des Stützpunktes Teilbetreutes Wohnen 24 im Erdgeschoß und ersten Stock der Wohnanlage Fontanastraße. Nicht am Rand gelegen, sondern mittendrin, sozusagen am Dorfplatz, mit Glasfassade unten und breitem Balkon oben. Der Einzug in ein neues und soeben fertiggestelltes Zuhause, und das mitten in der Pandemie, war eine ziemliche Herausforderung. Ein Glück, dass Christoph Wilhelmer, der sanfte Riese, jahrelang auf Straßenbaustellen tätig war, bevor er zum Sozialarbeiter umschulte.





Was hat Sie vom Tiefbau zur Sozialarbeit gebracht?

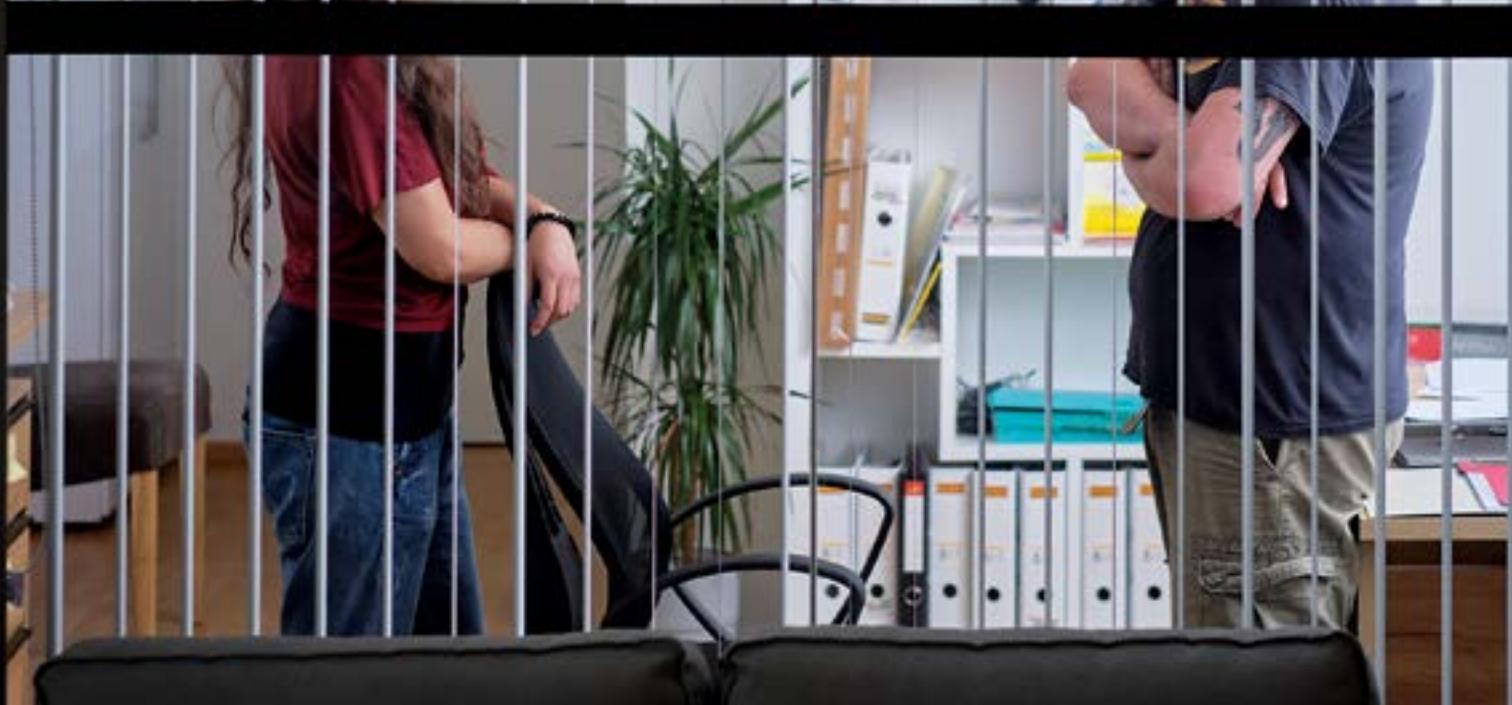
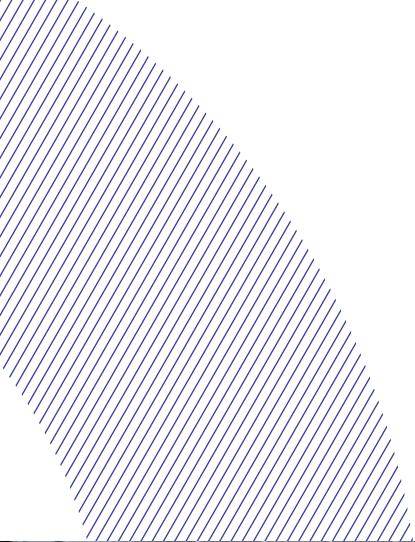
Ich dachte, ich kann meine Zeit sinnvoller verwenden für eine Tätigkeit, die mir Spaß macht. Die STRABAG war immer fein, wir sind im Guten geschieden, aber die Sinnhaftigkeit ist hier eine andere. Da stehe ich morgens schon ganz anders auf.

Wie sind Sie dann zu DAS BAND gekommen?

Der Band-Geschäftsführer Tom Schmid war mein FH-Professor. Er hat mich gefragt, ob ich es machen will, und ich habe nicht lange überlegt und mich beworben. Zum einen fand ich die leitende Position spannend, zum anderen ging die Arbeit beim früheren Arbeitgeber schon dem Ende zu. Dann haben wir das Projekt hier vor einem Jahr gestartet und zum Laufen gebracht. Ich freu mich sehr hier.

Wer sind die Nutzerinnen hier am Stützpunkt?

Wir haben einen Geflüchteten aus dem Iran, der ist aufgrund der Folterungen teilweise auf den Rollstuhl angewiesen, das ist der einzige mit körperlichen Einschränkungen. Sonst sind alle psychisch erkrankt. Die Altersspanne reicht von 19 bis 65. Meine Vorgängerin hat die ersten Nutzer:innen ausgesucht, und ich den Rest. Wir arbeiten eng mit dem FSW zusammen, das funktioniert sehr gut. Die schicken uns Vorschläge, ich lade die Leute dann ein, wir gehen spazieren, trinken einen Kaffee, schauen, was sie brauchen. Bei uns ist der Zugang hochschwellig, weil der Finanzierungsbeitrag sehr hoch ist für viele. Man muss leider vielen Leuten absagen, die den Platz nötig hätten. Der Bedarf überschreitet bei Weitem den Bestand. Auch, weil aufgrund von Corona viele



Wenn morgen alle allein leben können und alle Wohnungen weg sind, gehe ich zwei Tage feiern!

Projekte nicht fertig wurden. Die MA 11 sucht momentan viele Wohnungen für Jugendliche und junge Erwachsene.

***Die Nutzer wohnen
alle hier im Umkreis –
in welchem Radius?***

Eine Nutzerin wohnt 15–20 Gehminuten entfernt, alle anderen maximal 5 Minuten, das ist sehr gut, wenn Krisen auftreten. Wenn das Vertrauen da ist – und es war am Anfang schwierig, die Vertrauensbildung in Gang zu bringen – dann kommen sie zu uns.

Ist es das langfristige Ziel, die Nutzerinnen selbstständig zu machen und selbst nicht mehr gebraucht zu werden?

Das Sehnsuchtsziel der sozialen Arbeit an sich sollte es sein, sich selbst obsolet zu machen und nicht system-

erhaltend zu wirken. Unser Ziel ist es, die Selbstständigkeit zu erhöhen oder zumindest so lange wie möglich zu erhalten. Wir haben einen hohen Anteil an jungen Menschen, und ich glaube, dass die uns in ein paar Jahren nicht mehr brauchen werden.

Das heißt, die Wohnungen werden nicht nachbesetzt, wenn jemand keine Betreuung mehr benötigt?

Wir schauen nicht danach, möglichst lange möglichst viel Geld zu kriegen, sondern dass die Nutzer:innen, wenn die Erkrankung überwunden ist, in der Wohnung bleiben. Diese Offenheit finde ich aber gerade spannend. Weil es eben nicht systemerhaltend ist. Wenn morgen alle allein leben können und alle Wohnungen weg sind, gehe ich zwei Tage feiern!



Endlich haben wir wieder reale Treffen mit Kaffee und Kuchen, das ist so viel besser als der ewige Zoom-Schas!

Die Lage hier mitten in der Wohnanlage ist fast wie an einem Dorfplatz. Einerseits ist es ein Schutzraum, aber man ist auch sichtbar. Welche Berührungspunkte mit den Nachbarinnen gibt es?

Aufgrund Corona sind geplante Feste und Open-House-Geschichten ausgefallen. Aber wir reden mit Leuten, wenn wir sie treffen. Ich komme mir oft vor wie ein Kommunalpolitiker, wenn ich jeden grüße und den Nachbarn erkläre, was wir tun, um der Stigmatisierung psychisch erkrankter Menschen entgegenzuwirken. Dass man psychisch erkranken kann, genauso wie wenn man sich den Fuß bricht. Zum Beispiel, weil in einer Facebook-Gruppe behauptet wird, unsere Leute würden in den Lift urinieren. Da muss man gleich aktiv werden und klarmachen, dass unsere Leute das nicht tun.

Thema Corona: Wie ist der Betrieb nach dem Einzug vor einem Jahr in die Gänge gekommen?

Recht schnell eigentlich. In der Coronapause im Sommer haben wir wirklich Gas gegeben. Tonnen von Möbeln holen, zwischendurch Bewerbungsgespräche führen, mit der Baufirma den Treppenlift abklären, der nachträglich eingebaut wurde, dann mit dem TÜV verhandeln, der für die Treppe ein Gelände gefordert hat, für das aber gar kein Platz war. Gottseidank kenne ich das aus meiner alten Arbeit. Aufgrund meiner früheren Erfahrung mit Baufirmen habe ich schnell Druck machen können. Das war ganz cool, für den Verein das alte Wissen zu aktivieren und zu beobachten, wenn das bautechnische Gegenüber merkt, dass man mir nicht alles erzählen kann. Und irgendwann war alles fertig.



***Wie lief es im zweiten
Lockdown im Herbst?***

Der ursprüngliche Plan war, dass dieser Stützpunkt der soziale Mittelpunkt ist. Das war aber von Anfang an nie möglich. Wir haben das nie so erlebt. Einerseits gut, weil wir es gar nicht anders kannten und uns dadurch nichts gefehlt hat. Andererseits war es für die Nutzer:innen schwierig zu verstehen, warum wir Termin-Slots für die Betreuung brauchen. Wir haben durch die Pandemie Einzelbetreuung, das heißt, es kann immer nur eine Person hier sein, oder maximal zwei, wenn es „Corona-Buddys“ sind. Das war schwierig, das Gleichgewicht zu finden, ohne dass das Vertrauensverhältnis leidet und sich jemand übergangen fühlt. Ansonsten haben wir es gut gelöst, indem wir spazieren gegangen sind.

***Haben Sie von Nutzern
mitbekommen, dass
Corona deren Probleme
verstärkt hat?***

Ja. Wir haben schon gemerkt, dass die Leute generell durch die Ausnahme-situation belastet waren, weil manche von ihnen in Werkstätten arbeiten, die während Corona geschlossen waren. Es hat sich zum Teil verstärkt, weil sie weniger rausgegangen sind, depressiver geworden sind, weil sich die sozialen Kontakte reduziert haben. Immer Maske, immer testen, immer

die Verantwortung, niemanden anzu-stecken, das war auch eine dauerhafte Belastung für die Mitarbeiter:innen.

***Wie werden die Räume
hier genutzt?***

Es kann sein, dass jemand vorbeikommt und kocht. Eine andere Nutzerin tanzt Zumba vor dem Fernseher. Wir haben eine geschützte Ecke speziell für an Borderline erkrankte Menschen, wo sie runterkommen können. Eine andere Nutzerin sitzt gerne bei mir im Büro auf dem Boden und zeichnet auf dem iPad, während ich arbeite. Der Balkon wird intensiv genutzt, weil praktisch alle Nutzer:innen rauchen. Wir planen, noch einen Kräutergarten einzurichten.

Wie oft trifft sich das Team?

Die Teamsitzungen sind wöchentlich und dauern drei bis vier Stunden. Da geht es darum, unsere individuellen Wahrnehmungen der Nutzer:innen abzugleichen – wie der Kommunikationswissenschaftler Paul Watzlawick sagte: Jeder glaubt, dass seine Wirklichkeit die Wirklichkeit ist. Einmal im Monat ist Supervision, zu der auch Externe dazukommen. Diese Sitzungen waren bisher immer online, jetzt haben wir endlich wieder reale Treffen mit Kaffee und Kuchen, das ist so viel besser als der ewige Zoom-Schas! Das erste Treffen war ein richtiges Fest. **MN**

Tour de in der

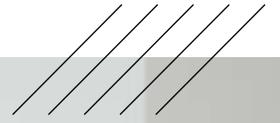
Rubén Quero Sánchez, seine Frau Pilar und sogar der fünfjährige Sohn Paul sind begeisterte Sportler. Die neue Wohnung in der Leyserstraße, dritter Stock, hat vier Zimmer – eines davon wird Rubén als Sportzimmer nutzen. Besonders freut er sich darauf, am Samstag- und Sonntagvormittag Kardiotraining zu machen und ab und zu mit seinen Kollegen auf dem Hometrainer die Tour de France zu fahren.



01471



e France r neuen Wohnun



01:17

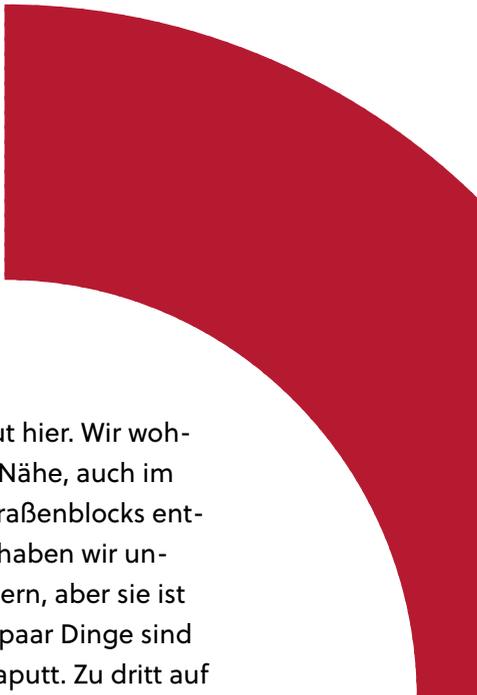
ng

Bei Familie Sánchez dreht sich alles um Sport und Bewegung – auch die Wohnsituation ist danach ausgerichtet. In der neuen Wohnung in der Leysenstraße wird es ein Zimmer mehr geben. Dort wird fleißig trainiert, wenn nicht gerade Besuch aus Spanien da ist.

„Ich bin ein richtiger Sportler, ich gehe oft nach Schönbrunn laufen oder nutze die Fitnessgeräte im Park, wenn ich mit meinem Sohn Paul auf den Spielplatz gehe. In der warmen Jahreszeit ist das super, aber im Winter ist es mir manchmal ein bisschen zu kalt. Daher freue ich mich auf die neue Wohnung. Die liegt im dritten Stock und hat 86 Quadratmeter, echt riesig! Am meisten freue ich mich auf das Sportzimmer. Es hat zwar nur elf Quadratmeter, aber das reicht für ein paar Sportgeräte. Ich muss noch schauen, was ich mir anschaffen werde – ein Laufband, ein Rudergerät oder einen Crosstrainer. Das muss ich mir noch gut überlegen, denn allzu viel passt bei dieser kleinen Fläche natürlich auch nicht rein. Aber eines ist auf jeden Fall fix, und zwar ein Fitnessbike. Dann kann ich mich endlich online mit Sportkollegen verbinden und zu Hause – ganz in der Nähe von meinem Sohn und meiner Frau Pilar – die virtuelle Tour de France fahren. Davon träume ich schon seit Jahren.

Pilar und ich wohnen jetzt seit acht Jahren in Wien. Sie ist Kosmetikerin, ich bin Elektrotechniker. Wir kommen aus Spanien und stammen aus einer Kleinstadt in der Nähe von Valencia. Die berufliche Situation in Spanien war nicht gut, nach der Wirtschaftskrise 2008 haben viele Leute ihre Jobs verloren. Wir hatten Freunde in Wien, also haben wir uns entschieden, nach Wien zu kommen und hier ein neues Leben zu starten. Vor fünf Jahren kam unser Sohn Paul zur Welt.





Es geht uns richtig gut hier. Wir wohnen jetzt ganz in der Nähe, auch im 14. Bezirk, ein paar Straßenblocks entfernt, und eigentlich haben wir unsere Wohnung sehr gern, aber sie ist uns zu klein, und ein paar Dinge sind in der Zwischenzeit kaputt. Zu dritt auf 68 Quadratmetern, das ist schon recht knapp – vor allem, wenn man bedenkt, dass wir alle drei sehr sportlich sind und ziemlich großen Bewegungsdrang

haben. Hier in der Leysersstraße haben wir dann endlich ein Zimmer mehr.

Warum mir das Zimmer so wichtig ist? Erstens wegen der Tour de France, aber nicht nur. Zweitens wegen des Kardiotrainings am Samstag- und Sonntagvormittag, irgendwann zwischen acht und zwölf Uhr. Meine Frau Pilar meint, sie möchte mittrainieren, wenn sich das zeitlich ausgeht. Und drittens, weil ich Fitnesscenter nicht so mag. Es gibt zwar ein paar tolle Center hier in der Nähe, aber sie sind sehr teuer, und in Zeiten von Corona und Lockdowns ist auch das nicht sicher. Sie sind entweder zu, oder aber es ist gefährlich und man kann sich leicht anstecken. Wegen meiner Familie will ich kein Risiko eingehen.

Aber wir werden das Sportzimmer auch als Gästezimmer nutzen. Bis jetzt ist es so, dass wir – wenn nicht gerade Corona ist – zwei- bis dreimal pro Jahr nach Spanien fliegen, um unsere Freunde und Familie zu besuchen. Wir kommen aus einer ländlichen Region, und die ganze Familie ist weit verstreut. In der Regel sind wir zwei Wochen in Spanien und verbringen die meiste Zeit damit, von A



nach B zu fahren, um allen möglichen Familienmitgliedern einen Besuch abzustatten – dem Vater, der Schwester, den Freunden und Bekannten. Es ist schön, aber auch echt anstrengend. Sobald wir umgezogen sind und ein Zimmer mehr haben, können wir endlich unsere Familie nach Wien einladen!

Ich bin ausgebildeter Elektrotechniker, und daher kümmere ich mich oft um das Technische und Handwerkliche in der Wohnung. Ich baue die Möbel zusammen, montiere die Lampen und repariere Dinge, wenn sie kaputt sind. Meine Frau Pilar aber ist diejenige, die sich mit Schönheit auskennt und die sich um die Gestaltung der Wohnung kümmert. In der jetzigen Wohnung stammen die meisten Möbel vom Möbelix. Die Möbel sind zwar billig, aber schön. Man kann eine Lampe um 20 oder 30 Euro kaufen. Dann bleibt mehr Geld für die Freizeitgestaltung.

Ich bin schon gespannt, wie meine Frau die Wohnung gestalten wird. Die Einrichtung von Pauls Zimmer werden wir sicherlich mitnehmen, aber für das Wohnzimmer werden wir uns wahrscheinlich neue Möbel zulegen, weil nicht alles so gut in die neue Wohnung reinpassen wird. Was genau das sein wird? Keine Ahnung, aber meine Frau hat schon ganz genaue Vorstellungen. Sie hat schon ein paar Seiten im Möbelix-Katalog markiert und einige Möbel rausgesucht. Ich

werde dann wieder alles zusammenbauen. Mein Sohn Paul hat dann immer den Schraubenzieher in der Hand und will unbedingt mitbauen.

Worauf ich großen Wert lege, abgesehen vom Sport, ist das gemeinsame Kochen und Essen. Dadurch, dass wir beide schon am Nachmittag aufhören zu arbeiten, bleibt viel Zeit für die Abendgestaltung. Natürlich kochen wir am Wochenende am liebsten Paella, entweder mit Gemüse und Hühnerfleisch oder aber mit Fisch und Fischbrühe. Das ist sehr gut! Zum Kochen und Essen gehört auch das Abwaschen dazu. Wir haben zwar einen Geschirrspüler, aber wir nutzen ihn kaum. Mit der Hand abwaschen ist viel schneller, außerdem kann man währenddessen Zeit miteinander verbringen und plaudern. Daher glaube ich nicht, dass wir uns in der neuen Wohnung einen Geschirrspüler anschaffen werden. Und wenn, dann vielleicht nur einen ganz kleinen.“

Sobald wir umgezogen sind, können wir endlich unsere Familie nach Wien einladen!



Ein Hoch auf die Treppe

1140 – Leyserstraße 4, Bauplatz 1
Seite 90, 102, 134

Über hundert Jahre lang war das Parkareal der ursprünglich als Kadettenschule angelegten Theodor-Körner-Kaserne im Wiener Stadtteil Breitensee für die Öffentlichkeit nicht zugänglich. Nachdem das Bundesheer das vier Hektar große Teilareal nördlich des Kommandogebäudes verkaufte, war der Weg frei für 1000 von gemeinnützigen Bauträgern errichtete Wohnungen und die in einem städtebaulichen Vertrag mit der Stadt Wien festgeschriebene Öffnung des Parks für die Bevölkerung. Innerhalb des Masterplans von driendl*architects, der die Bebauung an den Rändern konzentriert, errichtete die Wohnbauvereinigung zwei Wohnhäuser entlang der Leyserstraße, die sich zwischen die prächtigen Baumbestände schmiegen und neue architektonische Standards im geförderten Wohnbau setzen.

Auch wenn sich das von Froetscher Lichtenwagner geplante Haus auf Bauplatz 1 mit seinen durch-

gehenden Balkonbrüstungen nach außen recht bedeckt gibt – im Inneren erweist sich „Theodor“ als überaus kommunikativ und tritt in Dialog mit dem schönen Park. Hauptdarsteller ist dabei das Stiegenhaus, das über alle Attribute verfügt, für die man den Lift gern links liegen lässt: Tageslicht, Außenbezug, ein über die Geschoße hinweg Orientierung gebendes Treppenauge, gerundete Podeste und ein Handlauf, der in einer Linie geschmeidig nach oben und unten führt. In der Innenecke des L-förmigen Baukörpers positioniert erhält es Licht von oben sowie durch Einschnitte im Baukörper, durch die farbige Verglasungen zusätzliche Lichtspiele erzeugen. Die Overtüre bestreitet das einladende, zum Park durchgesteckte Foyer, das mit warmtönigem Klinker an den Wänden, Sitzbank und teppichartigem Bodenornament ein Ort mit Verweilqualität für nachbarschaftliche Begegnungen ist.

FL

15:02



Nach einem langen Arbeitstag, der schon um 02:15 Uhr in der Nacht begonnen hat, schließt Roswitha Langenhagen die Tür zu ihrer neuen Wohnung auf. Hunderte Kinder in zwanzig Wiener Kindergärten hat sie heute mit Frühstückszutaten versorgt. Wenn sie aufbricht, bleibt für ein eigenes Frühstück keine Zeit. Sie wohnt in der Dittelgasse, ihr Sehnsuchtsort ist die Route 66.



Lasst die Leute lebe

Roswitha Langenhagen hat eine Sechstageswoche, sie arbeitet hart und viel. Umso mehr genießt sie das seltene Nichtstun in ihrer neuen Wohnung. Hier sammelt sie Kraft für den nächsten Tag.

Roswitha Langenhagen zählt es an den Fingern ab und zuckt schicksals ergeben mit den Schultern. Vier Stunden hat sie in der vergangenen Nacht geschlafen. Keine Seltenheit. Ihre Arbeitstage beginnen zwischen 2 und 3 Uhr nachts, an sechs Tagen pro Woche. Die 55-Jährige arbeitet bei einem Catering-Unternehmen, das zwanzig Wiener Kindergärten mit Frühstückszutaten beliefert. In einem Lagerhaus in der Donaustadt bereitet sie frühmorgens zwischen halb drei und sechs Uhr gemeinsam mit ihren Kolleginnen und Kollegen viele Kisten mit Brot, Aufstrichen und Obst vor. Danach müssen die Frühstückskisten ausgeliefert werden. Als vor einiger Zeit der Fahrer ausfiel, hat Roswitha Langenhagen ihrem Chef kurzerhand angeboten, auch das noch zu übernehmen. Tag für Tag fährt sie durch den 22. Bezirk, von Kindergarten zu Kindergarten.

Jetzt ist es früher Nachmittag und Roswitha Langenhagen hat Feierabend. Sie sitzt im gemütlichen Wohnzimmer ihrer neuen Wohnung in der Dittelgasse, im Juni 2020 ist sie eingezogen. Die Wände hinter ihr sind mit Reklamebildern geschmückt, die nach Vintage aussehen, aber nagelneu sind. Straßenschilder der Route 66 und amerikanische Oldtimer sind darauf zu sehen. Auf einem Sideboard stehen kleine Motorräder aus Blech, in der Küche brummt ein pastellfarbener Kühlschrank im Stil der Fünfziger. „Mir gefällt diese Zeit schon seit meiner Jugend. Ich mag vor allem die Musik und die Autos. Das waren wenigstens noch Autos! Damals ist noch was weitergegangen.“

Etwas weitergegangen ist auch im Leben von Roswitha Langenhagen. 16 Jahre lang hat sie mit ihrer jüngeren Tochter in ihrer vorherigen Wohnung gelebt. Auch die lag in der Donaustadt, am Stadtrand, wo es ihr gefällt, weil es so ruhig ist und ein bisschen wie am Land. Doch irgendwann habe es ihr gereicht: „Ich wollte etwas Kleineres. Außerdem sind in mein altes Grätzl immer mehr Leute zugezogen. Es wurde immer lauter und unruhiger. In der Nähe meiner Wohnung liegt ein kleiner Spielplatz, der eigentlich nur aus einer Sandkiste und einer Sitzbank besteht. Da haben die Nachbarn jeden Abend bis spät in die Nacht gespielt, laut gequatscht und gelärmt. Das finde ich einfach rücksichtslos.“



Zwangspause

Hier, in ihrer neuen Wohnung in der Dittelgasse, sei es viel ruhiger. Und tatsächlich, bei unserem Besuch ist von den Nachbarinnen absolut nichts zu hören, es ist mucksmäuschenstill. Manchen sei es aber nicht still genug. Roswitha Langenhagen erzählt: „Ich bin in einer gemeinsamen Facebook-Gruppe unserer Siedlung und kann es gar nicht glauben, worüber sich die Leute dort immer wieder aufregen. Dem einen ist es zu laut, wenn die Nachbarn am Nachmittag im Garten Musik hören. Den anderen stört es, wenn jemand grillt und der Rauch zu seinem Balkon hinaufzieht. Und manche regen sich auf, wenn Kinder zu hören sind. Das verstehe ich nicht. Darf man jetzt gar nichts mehr? Lasst doch die Leute leben!“ Sie arbeitet viel und sie arbeitet hart. 15 bis 20 Kilo wiegen die Kisten mit den Frühstückszutaten, von denen sie täglich viele schleppt. Das Ein- und Aufladen in den Kleinbus belastet die Gelenke in den Knien und in der Hüfte. Da müsste der erste Lockdown im Frühjahr 2020 doch eigentlich eine Erholung für ihren Körper gewesen sein? Damals waren, wie sie erzählt, plötzlich nur noch zwei Kindergärten zu beliefern statt zwanzig wie zu normaleren Zeiten. Hat sie diese Pause genossen?



„Es war vor allem fad. Ich habe viel ferngesehen und noch mehr als sonst mit meinen Freundinnen und meiner älteren Tochter telefoniert. Aber obwohl ich viel weniger gearbeitet habe als sonst, habe ich mich gar nicht wohlgeföhlt. Meine FüÙe und Beine sind plötzlich angeschwollen. Mein Arzt hat gemeint, dass mir die Bewegung fehlt.“

Zweimal Platz eins

Aber schön sei es gewesen, zum ersten Mal in ihrem Leben in eine komplett neue Wohnung mit neuem Bad und neuer Küche einzuziehen. Nach einer dreijährigen Wartephase hatte sie bei der Vergabe geförderter SMART-Wohnungen plötzlich doppelt Glück gehabt. Im Dezember 2019 bekam sie den Bescheid, dass sie gleich bei zwei Wohnungen auf Platz eins der Warteliste gereiht sei. „Ich durfte mich entscheiden!“ Ausschlaggebend war letzten Endes, dass bei ihrer jetzigen Wohnung der Weg zur Bushaltestelle für ihre Tochter kürzer ist. Außerdem habe ihr der Balkon gut gefallen, der auch zum Zeitpunkt unseres Besuchs sonnenbeschienen ist. Ebenso wie den Boden in der Küche hat Roswitha Langenhagen auch die Holzplatten auf dem Balkonboden eigenhändig verlegt. Woher sie das kann und wer ihr das gezeigt hat, weiß sie nicht, sie hat es einfach gemacht. Und es sieht ziemlich gut aus.



Trotzdem sitzt sie nie auf dem Balkon, nur manchmal, mit Gästen. „Ich bin einfach nicht der Typ, der sich in die Sonne setzt und nichts tut.“ Sie ist eher der Typ, der immer in Bewegung ist. Vor dem ersten Lockdown ging sie dreimal pro Woche zum Krafttraining ins Fitnessstudio. Und wenn sie nicht gerade arbeitet, ist sie ständig unterwegs zu Freundinnen oder ihrer älteren Tochter, die mit ihren drei Kindern in GroÙbenzersdorf lebt. Ein aktives, ziemlich volles Leben. Das sei auch der Grund, warum sie kein besonderes Interesse habe, Freundschaften zu den anderen Bewohnern aufzubauen. Sie kennt den Nachbarn vis-à-vis, weil man gegenseitig die Packerl der Lieferanten annimmt. Eine weitere Nachbarin hat sie während des Lockdowns kennengelernt: Roswitha Langenhagen kaufte für die ältere Dame ein und half ihr mit dem Fernsehanschluss.

Vermutlich stammt diese Rührigkeit aus ihrer Kindheit. Ihre Eltern führten damals ein Gasthaus in der Taborstraße im zweiten Bezirk. Dort hat sie gelernt, anzupacken. Kann sie sich eigentlich vorstellen, nichts zu tun? Hat sie Pläne für die Pension? „Puzzeln sicher nicht“, sagt sie und schüttelt vehement den Kopf.

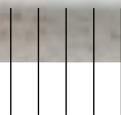
Ich kann gar nicht glauben, worüber sich die Leute immer wieder aufregen.

„Ich bin kein Geduldsersch.“
Auf die Pension freut sie sich
trotzdem schon und wenn es

nach ihr ginge, würde sie am liebsten schon morgen aufhören zu arbeiten. Sie holt eine Schachtel aus dem Schrank. Das Modellbausatz eines Volkswagen-Bullis der ersten Generation. Rosa Blumen, Flower-Power. Leider habe sie beim Kauf nicht auf die Schwierigkeitsstufe geachtet. Level 5, komplizierter wird es wohl nicht im Modellbau. Der Bulli muss wohl warten, bis sie in Pension geht. **SB**



16:00



16:00



Der Moment der Wahrheit

Im Corona-Lockdown hat Karin Zeisel eine unbekannte Seite von sich kennengelernt. Bisher hatte sie in strikten Strukturen und Zeitabläufen gearbeitet. Nun stellte sie mit Entsetzen fest, dass im Homeoffice all ihre Strukturen verschwommen und verschwunden sind. Die Stunde der Wahrheit kam meist am Nachmittag um 16 Uhr. Demnächst zieht sie in den Bauteil Theodor in der Leysenstraße ein. Ihr Sohn Carl-Fabian wird nur wenige Meter Luftlinie entfernt wohnen, und zwar im Nachbarhaus Rosalie.

Sie sind Mutter und Sohn. Und sie hatten immer schon eine ungewöhnliche, weil räumlich nahe Beziehung zueinander. Vier Jahre lang wohnten die beiden nur eine Hausnummer voneinander entfernt, in der Nähe des Paltramplatzes, „im tiefsten Favoriten“, wie Mutter Karin sagt. Durch Zufall hat es sich ergeben, dass in Fabians Haus eine Wohnung frei geworden ist. Und so wohnen die beiden bis heute wieder im selben Haus, die Mutter im zweiten Stock, Sohn Fabian eine Etage höher.

Hat diese Nähe Vorteile? „Ja, und zwar ganz einfach, weil es praktisch ist. Mal sperrt sich der eine aus, mal hat die andere kein Öl oder kein Salz daheim, und dann braucht man halt nur an der Tür beim anderen anläuten.“ Außerdem, sagen beide, sei für sie die Nähe auch in dieser Phase des Erwachsenenalters angenehm und stimmig. Es passt einfach. Und so ergibt es sich regelmäßig, dass man mal ein Kaffeepauscherl macht oder sich gegenseitig zum Abendessen einlädt.

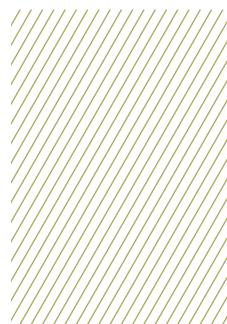
Demnächst werden die beiden familiär Verbandelten umziehen. Und wie es der Zufall abermals will, wieder nicht weit voneinander entfernt. Mutter Karin in die Leyserstraße 4, Bauteil Theodor, 8. Stock, Sohn Fabian mit seiner Freundin Lisa in die Leyserstraße 4a, Bauteil Rosalie, 5. Stock. Da stehen sie also, Balkonplatte an Balkonplatte, wenige Luftmeter dazwischen. Oder, wie Karin sagt: „So weit voneinander entfernt wie hier haben wir noch nie zuvor gewohnt! Die endgültige Abnabelung.“

Wie geht es Ihnen mit dem bevorstehenden Umzug?

Karin: Ich freue mich auf die Wohnung, weil das nach 30 Jahren wieder mal ein Tapetenwechsel ist. Ein Umzug in einen anderen Bezirk tut gut. Der einzige große Nachteil ist: Bislang habe ich auf 75 Quadratmetern gewohnt. Als Einzelperson in einer geförderten Mietwohnung habe ich allerdings nur Anspruch auf maximal zwei Zimmer, und so werde ich mich in

Zukunft mit 61 Quadratmetern begnügen müssen. Das ist der Wermutstropfen, aber dafür habe ich dann erstmals im Leben eine Loggia im letzten Stock mit fantastischem Ausblick.

Fabian: Bei uns ist es genau umgekehrt. Wir wohnen jetzt noch auf 75 Quadratmetern, unsere neue Wohnung wird ein bissl größer. Drei Zimmer, viel Luft und Durchblicke, zwei Loggien, einfach großartig. Lisa und ich, wir freuen uns riesig!



Karin, Sie sind Betriebsrätin und auch Aufsichtsrätin der Erste Group und haben einen sehr stringenten, zeitlich getakteten Tagesablauf.

Karin: Um 5:45 Uhr läutet der Wecker, bis 6:15 Uhr rolle und turne ich im Bett herum, danach schleppe ich mich ins Bad, um sieben schaffe ich es, mir ein Frühstück zu machen, und um Punkt 8:15 ist Abmarsch. Das ist mein fixes Ritual seit Jahren. Im Grunde genommen bin ich ein sehr chaotischer Mensch. Deshalb habe ich strikte Abläufe, um Ordnung in mein Leben zu bringen. Eine zeitlich geplante Struktur ist für mich essenziell.

Wie ging es Ihnen im Corona-Lockdown?

Karin: Schrecklich! Ich hatte mich mein Leben lang gegen Homeoffice gewehrt, mich immer dafür eingesetzt, Privat- und Berufsleben strikt voneinander zu trennen. Und dann finde ich mich plötzlich in einer Situation wieder, in der ich mich kaum wiedererkenne.

Wie denn das?

Karin: An manchen Tagen war es nach unzähligen Telefonaten, Videokonferenzen und bearbeiteten Emails plötzlich vier Uhr nachmittags, und ich saß noch immer irgendwie undone, noch immer irgendwie halboffiziell da. Man könnte sagen: Um etwa 16 Uhr hatte ich meist die erschreckende Erkenntnis, dass man sich selbst nicht so gut kennt, wie man das immer dachte. Wenn



die Struktur zusammenbricht wie ein schlecht gebautes Kartenhaus, dann ist genug Potenzial da, um sich selbst zu schockieren und zu überraschen. 16 Uhr ist die Stunde der Wahrheit.

Wie haben Sie darauf reagiert?

Karin: Natürlich habe ich in Social-Media-Kanälen Tipps gelesen wie etwa: ein schickes Tuch über die



**So weit voneinander
entfernt wie hier
haben wir noch nie
gewohnt! Die end-
gültige Abnabelung.**

Schultern werfen, genug Schminke ins Gesicht und ein paar Klunker an die Ohren – schon schaut man perfekt aus. Meine Entscheidung war jedoch, auf alte Strukturen zurückzugreifen. Das bedeutet: den bewährten Office-Ablauf auch im Homeoffice einzuhalten. Das war anfangs eine große Herausforderung, weil ja nur Home und nicht Office.

Fabian, wie sieht Ihre zeitliche Struktur aus?

Fabian: Ich kann das wunderbar nachvollziehen, was meine Mutter sagt. Das Chaos scheint uns wohl im Blut zu liegen. Wenn ich es mir aussuchen könnte, würde ich um drei in der Nacht schlafen gehen und bis mittags schlafen. Wahrscheinlich würde ich dann irgendwann um 16 Uhr in die Gänge kommen.



Karin: Es ist unglaublich, wie viele Stunden dieser 34-jährige Kerl schlafen kann! Manchmal schläft er wie ein Bär zwölf oder 13 Stunden lang in einem Stück durch!

Fabian: Ja, eh, aber zum Glück habe auch ich einen Job, der mich zeitlich gut strukturiert. Ich arbeite im Backoffice der Lokalen Agenda 21 in Wien und bin für das Finanzielle zuständig.

Wie haben Sie das Wohnen und Arbeiten in der Coronazeit erlebt?

Fabian: Meine Freundin Lisa und ich haben beide von zu Hause aus gearbeitet, und wir haben die gemeinsame Zeit sehr genossen. Wir haben zwei Tische zusammengestellt und nebeneinander vor uns hin gearbeitet. Wenn man Tag für Tag auf diese Weise stundenlang im Arbeitsmodus nebeneinander sitzt, lernt man sich auch irgendwie noch besser kennen. Zu Mittag haben wir gemeinsam gekocht, und irgendwann am Nachmittag kommt dann ein kurzes Tief, und man macht sich einen Kaffee, wie in der Teeküche im Büro, nur halt in der eigenen Wohnung, und dann kann man sich nochmal kurz energetisieren und bis zum Abend aufraffen.

Werden Sie in der neuen Wohnung das gemeinsame Arbeitszimmer beibehalten?

Fabian: Auf jeden Fall! Das eine kleine Zimmer wird unser Schlafzimmer sein, das andere kleine Zimmer werden wir als Gäste- und Arbeitszimmer nutzen.

Meine Freundin hat früher Innenarchitektur studiert und hat die Möbel für die Wohnung schon fixfertig geplant und ausgesucht. Sie ist diejenige, die in der Einrichtung den Ton angibt.

Und? Was ist geplant?

Fabian: Viel Holz, natürliche Materialien, viel Weiß und Hellblau. Also irgendwie maritim – vielleicht sogar ein bisschen Griechenland.

Und bei Ihnen?

Karin: Ich hasse Laminatboden. Ich hatte daher einen Sonderwunsch und habe mich für einen schönen, warmen Korkboden entschieden. Eine Feng-Shui-Innenarchitektin wird mich in der Gestaltung der Wohnung unterstützen. Ich finde es großartig, nochmal so richtig neu durchzustarten.

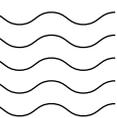
Worauf freuen

Sie sich besonders?

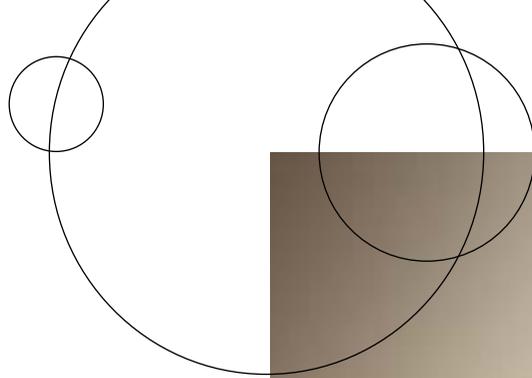
Fabian: Auf die gemeinsame Zeit in der Wohnung, das wird aufregend.

Karin: Frühstück und Mittagessen auf dem Balkon, mit Blick auf den wunderbaren Park und hinauf zur Gloriette. Und zwar stets gesackelt und in Schale geworfen. Undone und mit Blick auf den Schlossgarten Schönbrunn – das geht nun wirklich nicht! **WOJ**

Decor



Die Sonne nähert sich dem Wienerwald, die früh-abendlichen Strahlen erwärmen den hinteren Winkel des Balkons. Hier, in der gemütlichen Outdoorsitzecke, verbringen Robert Haager und seine Lebensgefährtin Sabine Kager einen Großteil ihrer Wohnzeit. Pünktlich um 17 Uhr werden Würfelbecher und Notizblock hervorgeholt, und die rituelle Runde Würfelpoker beginnt. Ein altes Hobby, das in Coronazeiten wiederentdeckt wurde.





Toskana über Oberla

Robert Haager und Sabine Kager sind so etwas wie Genießertypen. Und das haben sie sich nach jahrelanger Arbeit schließlich auch verdient. Im 8. Stockwerk mit Balkon an der Fontanastraße haben sie sich ein kleines Stück Urlaubswelt eingerichtet. Und auch wenn Corona das Fußballvereinsleben ausgebremst hat – das Wohnen blieb eine Oase der entspannten Zweisamkeit.

Ein Hauch von Süden weht an diesem sommerlichen Tag durch den 8. Stock in der Wohnhausanlage Fontanastraße. Robert Haager und seine Lebensgefährtin Sabine Kager sind frisch aus dem Urlaub zurück, braungebrannt und entspannt, und auch der Balkon ist eindeutig toskanisch dekoriert: außen weiß, innen Terrakotta.

Wie ein Pensionist sieht Robert Haager wahrlich nicht aus, doch vor einem Jahr hat er nach rund 40 Jahren seinen Job in der IT bei der GPA beendet. Dass er so jung wirkt, mag auch mit seinen lebenslangen Hobbys zusammenhängen: Motorräder und Fußball.

Doch beide Hobbys mussten im letzten Jahr zurückgeschraubt werden. Die Harley war zu aufwändig und wurde durch ein kleineres und handliches Modell ersetzt, mit dem er morgens um 8 ins Stammcafé zum Frühstück mit den Biker-Freunden fährt. Die große Passion, das Trainieren von Fußballmannschaften, fiel Corona zum Opfer. Die Pandemie, sagt Haager bedauernd, habe den Amateurbereich mit seinen ehrenamtlichen Engagements und persönlichen Netzwerken schwer getroffen. Jetzt mag er nicht mehr. Dann lieber Urlaub.

Dafür haben sich die beiden hier oben nicht den schlechtesten Fleck ausgesucht. Eine WBV-GPA-Wohnung für einen verdienten, langjährigen GPA-Mitarbeiter, da liegt die Idee nahe, dass es vielleicht schon eine berufliche Nähe zum Wohnen gab. „Sicher, das Wohnen hat mich immer interessiert“, sagt Robert Haager. „Es gab immer eine Verbindung zur WBV. Aber ich habe immer geschaut, dass ich nix brauch‘, keine Gefälligkeiten. Nur dieses einzige Mal habe ich gesagt: Ich will genau da wohnen, das muss möglich sein. Und am nächsten Tag hatten wir die Wohnung.“ Pause, Zug an der Zigarette, verschmitztes Lächeln. „Wenn ich vorher gewusst hätte, dass es so leicht geht!“



Warum aber genau diese Wohnung?

„Die Nähe zu unseren Eltern war uns wichtig, die auch in Favoriten wohnen. Oberlaa ist sehr grün und hat einen guten Ruf, was das Wohnen betrifft. Wir genießen es vor allem in der warmen Jahreszeit. Wir frühstücken draußen am Balkon, die erste Zigarette am Tag rauchen wir hier.“

Sabine Kager steht in der offenen Terrassentür, blickt über die Felder und nickt. „Wir haben uns vom ersten Tag an wohlgefühlt, es war sofort ein Gefühl von zu Hause. Auch an den Balkon habe ich mich gewöhnt, obwohl ich ziemliche Höhenangst habe. Nur der Winter ist ein Problem, weil der Balkon nach Westen geht und exponiert ist, und wenn der Wind geht, wirbelt's alles durcheinander.“

Wie wohnte es sich während der Pandemie? Eindeutige Antwort: Es gab einen großen Unterschied zwischen dem ersten, „richtigen“ Lockdown in der alten WBV-GPA-Wohnung in der Herogasse und dem Wohnen hier über Oberlaa. „Im ersten Lockdown war ich jeden Tag um drei Viertel acht im Supermarkt, nur damit man irgendwie rauskommt und Menschen sieht“, erzählt Sabine Kager. „Ich habe absichtlich die Milch vergessen, um einen Grund zu haben, am nächsten Tag wieder einzukaufen. In der alten Wohnung hatten wir ja auch noch den



Es war eine schöne Zeit. Und jetzt kommt hoffentlich eine noch schönere.

Hund, wir durften also raus zum Gassigehen trotz strenger Regeln. Aber es gab keinen Balkon, es war ein ausgebauter Dachgeschoß – 35 Grad im Sommer! Man ist dauernd am Fenster gesessen und hat rausgeschaut.“

Durch den Umzug zwischen Lockdown eins und zwei wurde alles besser – Licht, Luft, Sonne, Balkon. Hat sich seit dem Umzug im Wohnalltag der sonnenverwöhnten Jungpensionisten etwas verändert durch Corona? Oh ja, sagt Robert Haager. „Wir lesen viel mehr! Ich hab’ mir immer gesagt, wenn ich in Pension gehe, fang ich wieder zum Lesen an. Und genau so war es dann.“ Auch während des Lockdowns habe man sich eigentlich nie gestritten, sagen beide, obwohl es eine neue Erfahrung war, permanent im selben Raum zu sein. Sabine Kager verrät das Betriebsgeheimnis: „Wir unterhalten uns auch dauernd, uns geht der Gesprächsstoff nie aus. Und wir haben mit Würfelpokern und Jolly-Spielen angefangen! Immer nach dem Essen, jeden Tag um 17 Uhr. Je nach Wetter draußen oder drinnen.“

Alles bereit also für ein sonniges und vitales Pensionistinnendasein. Alleine müssen die beiden nicht bleiben, denn auch wenn Harley-Ausfahrten und Trainings am Fußballplatz der Vergangenheit angehören, sind viele persönliche Beziehungen noch intakt. „Es gibt immer noch Kontakte zu den Kollegen“, sagt Robert Haager. „Wir waren drei Ex-Fußballer im Büro. Das ist schon ein eigenes Volk. Das verbindet, da kommt man nicht voneinander los. Zwischenmenschlich hat das auch gut gepasst, wir waren eigentlich Freunde, da lässt man den Kontakt nicht abreißen. Wir sind alle gleich alt, zwischen 56 und 60. Es war eine schöne Zeit. Und jetzt kommt hoffentlich eine noch schönere.“

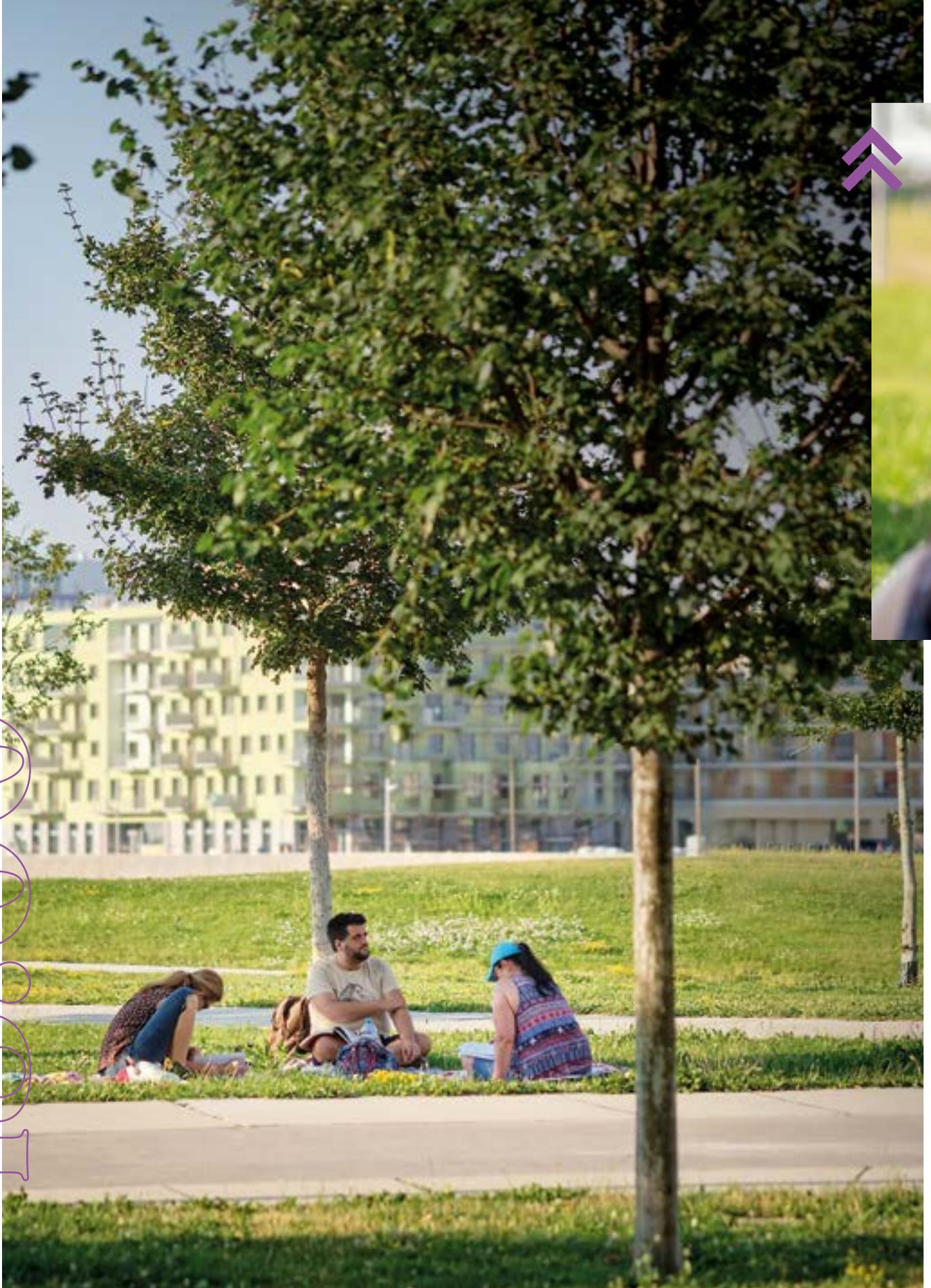


Eine Stadt am Land

1100 – Fontanastraße 3, Bauplatz 6
Seite 46, 84, 110, 130

Es mutet wie das Ende der Stadt an. Rund zwei Kilometer sind es bis zum teils in Wien, teils in Niederösterreich gelegenen Zentralverschiebebahnhof Wien-Kledering. Dazwischen erstreckt sich agrarisch geprägtes Landschaftsschutzgebiet. Südöstlich des Anfang der 1970er-Jahre angelegten Kurpark Oberlaa befand sich bis 2012 der Gebäudekomplex der 1978 fertiggestellten Hauptverwaltung der Austrian Airlines, dem Architekt Georg Lipfert eine signifikante Vorstandsetage in Form einer stilisierten DC-9-Heckflosse obenauf setzte. Heute muss man nicht Boss sein, um in den Genuss der Aussicht über das weite Land zu kommen. Ganz besonders inszeniert wird sie am östlichen Rand des Entwicklungsgebiets an der Fontanastraße, wo die Anlage „Wohnen am Goldberg“ eine stadträumliche Kante mit Hochpunkten ausbildet. Kein Flügel, son-

dern viele weitauskragende Balkone sind das Kennzeichen des 35 Meter hohen Turms von GERNER GERNER PLUS. Superblock zeichnet für die niedrigeren Bauteile der vielfältigen Wohnungstypen bietenden „Wohnlandschaft“ verantwortlich. Zu den angrenzenden Feldern schließt nach Osten ein Riegel mit Laubengangwohnungen ab, der in einen weiteren Hochpunkt übergeht, nach Westen säumen Reihenhäuser das abwechslungsreiche Gefüge. Die Freiraumgestaltung von DnD Landschaftsplanung begleitet die Baukörper und strukturiert die Zwischenräume. Am zentralen Eingangshof, dem kommunikativen „Hauptplatz“, liegen der Gemeinschaftsraum und der Stützpunkt der sozialen Einrichtung DAS BAND. Das Verbindende zwischen Stadt und Land kommt dort auch in den Wandmalereien von Katrin Plavčák und Esther Stocker zum Ausdruck. **FL**





¡Ciudad del Lago

Zwei junge Frauen tragen ein Stand-up-Paddelboard durch die Fußgängerzone. Seestadtbewohnerinnen und -besucher liegen in der Wiese und unten am Kiesstrand oder planschen im türkisfarbenen Wasser. Oben im Gras an der Janis-Joplin-Promenade werden Wasserflaschen, Picknickdecke und Spanischbücher ausgepackt, und Luis Manuel Sumariva Bernal beginnt mit seinem Volkshochschulkurs.



Der VHS-Standort im sirius in der Seestadt Aspern musste coronabedingt schon nach wenigen Wochen seine Kurse ins Virtuelle verlagern. Doch in der warmen Jahreszeit wurde das Virtuelle wieder real, und der Park am Seeufer zum perfekten Freiluftklassenzimmer.

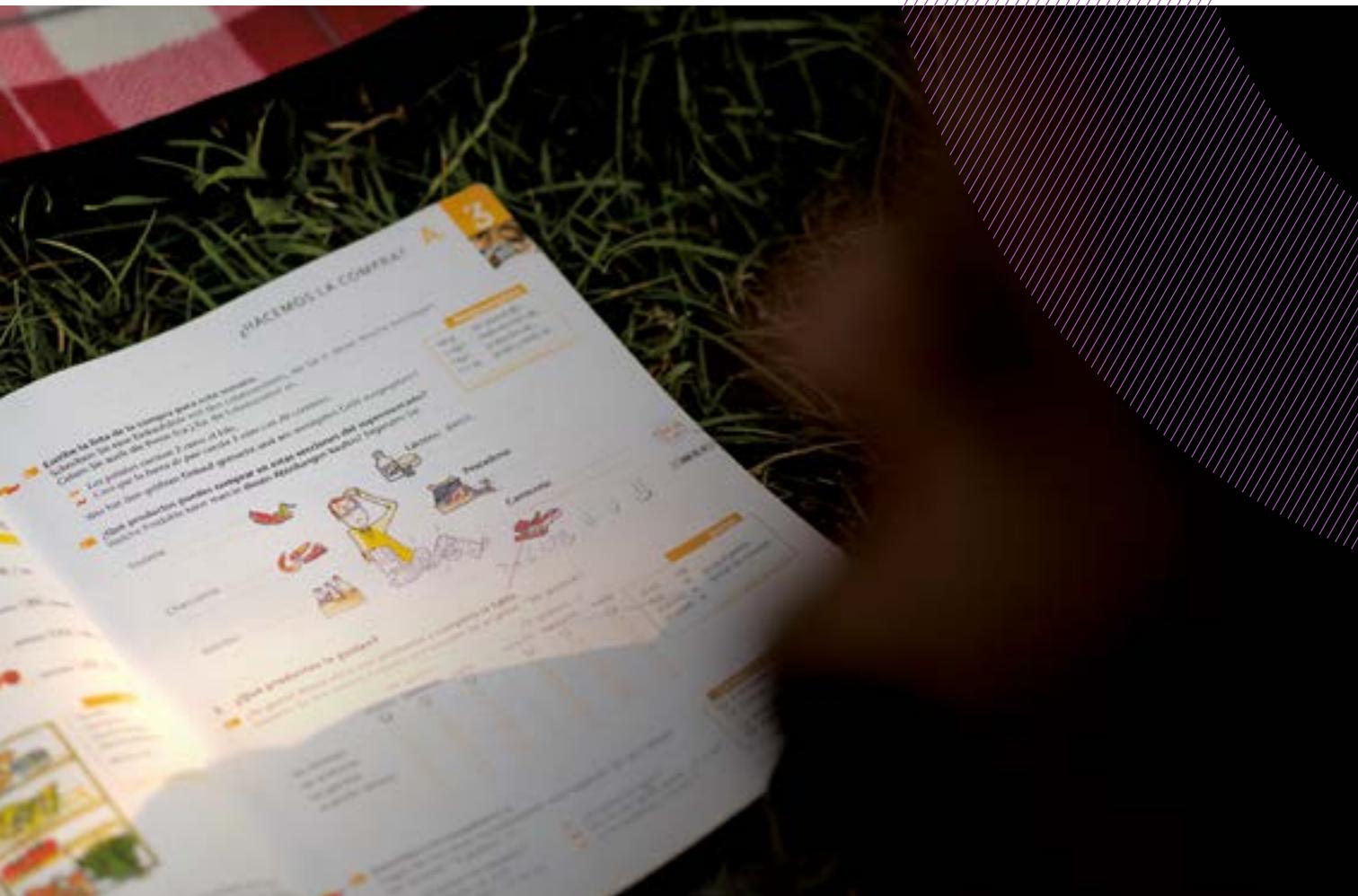
Ein schmales, hohes Fähnchen steckt im Gras und flattert leicht im Wind. „VHS“ steht darauf. Das kleine Stück Textil markiert eine Art temporäre Adresse für die Volkshochschule in der Seestadt Aspern. Die Räume im Erdgeschoß der Wohnanlage sirius, in prominenter Lage direkt an der seeseitigen Janis-Joplin-Promenade, wurden im September 2020 eröffnet, konnten jedoch nur wenige Wochen bestimmungsgemäß genutzt werden – im November, beim zweiten Lockdown, mussten sie wieder zugesperrt werden, und alle Kurse wurden ab dann online abgehalten.

Spanisch für Anfänger

Bis zum Frühjahr – denn sobald es wärmer wurde, rückte auch der öffentliche Raum als möglicher Lernort ins Blickfeld. Bei manchen Volkshochschulstandorten war es der Hof, hier in der Seestadt war der große Park am Seeufer prädestiniert dafür, eine kurze Zeit lang die vielleicht schönste Outdoor-Volkshochschule Wiens zu werden.

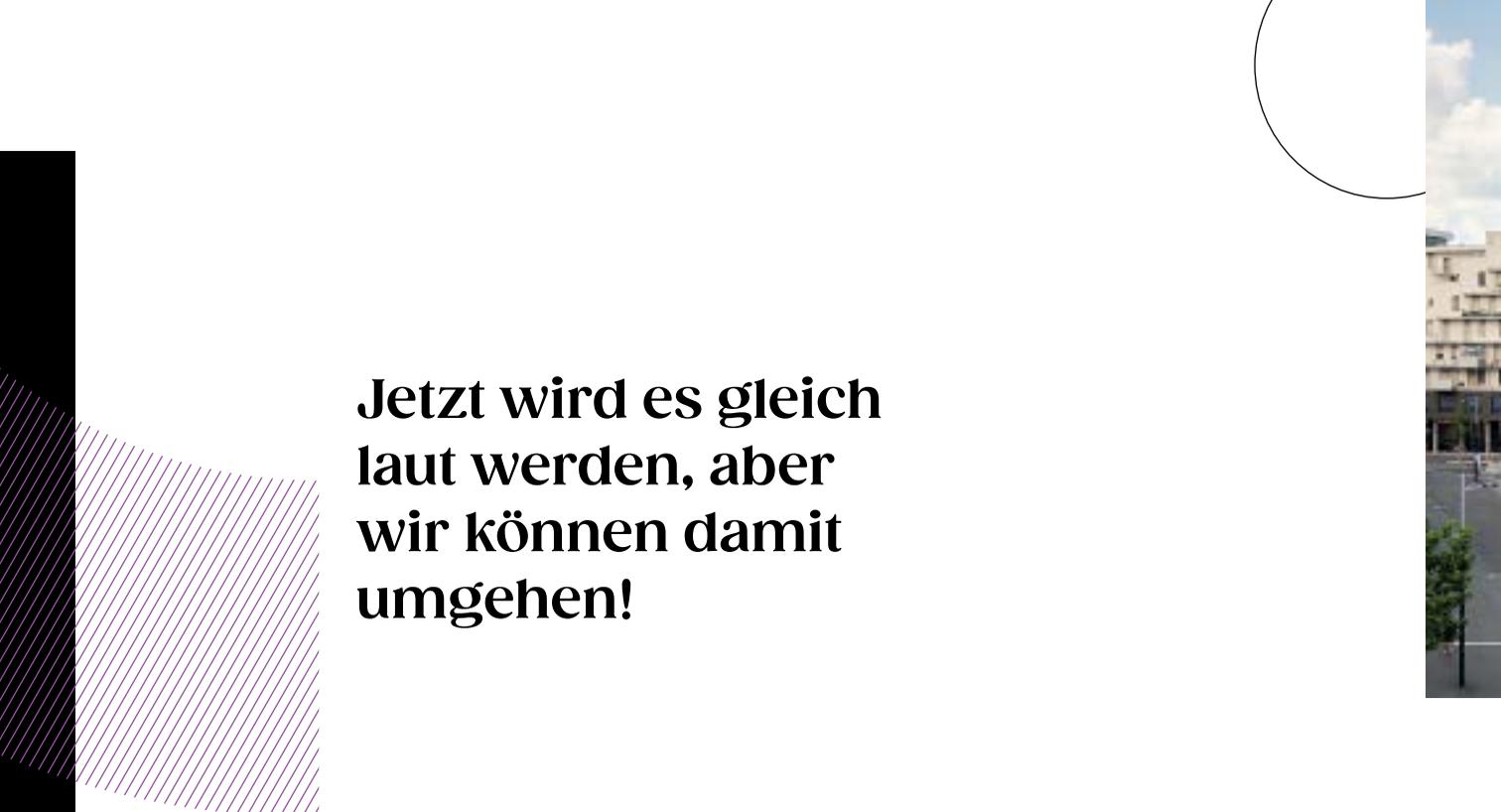
Das finden auch Luis Manuel Sumariva Bernal und seine zwei Schülerinnen des VHS-Kurses Spanisch für Anfänger, die an diesem sonnigen Sommerabend ihren fünften von insgesamt sieben Terminen absolvieren – gemütlich im Schneidersitz im Gras, mit Picknickdecke und Saftflaschen neben dem aufgeschlagenen Lehrbuch. Heute werden die Hausarbeiten besprochen, dann die Zahlen bis Hundert, und dann wird das Kapitel Familie durchgenommen: papá, mamá, abuelo, abuela. „Ich hatte eigentlich einen Kurs in der Donaustadt gebucht, der kam aber nicht zustande“, berichtet estudiante numero un, eine rüstige Pensionistin. „Jetzt bin ich sehr froh, dass ich diesen hier gefunden habe. Meine Tochter wohnt in der Seestadt, und so kann ich sie öfter besuchen. Und ich finde es sehr idyllisch, fast romantisch, hier beim Lernen in der Natur zu sitzen.“ Warum ausgerechnet Spanisch? „Ich will etwas für meinen Kopf tun – Gehirntraining ist wichtig in meinem Alter! Außerdem hat mich Spanien schon immer interessiert, und es ist eine sehr schöne Sprache.“





¡Gracias! Luis Sumariva lächelt mit spanischem Stolz. Auch er freut sich über die Abwechslung zum winterlichen Bildschirmunterricht. „Natürlich sind wir vom Wetter abhängig. Einmal mussten wir den Kurs wegen Regens ausfallen lassen, und an sehr heißen Tagen mussten wir in den Schatten ausweichen. Aber die Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit ist sehr nett, es kommen öfter ehemalige Schülerinnen und Schüler vorbei, die sich wundern, was ich hier mitten in der Wiese mache.“

Spanisch A1 ist nicht der einzige Kurs, der die große Wiese als Klassenzimmer nutzt. Neben dem kleinen Spanischgrüppchen macht schon der Zumba-Kurs seine Lockerungsübungen. „Jetzt wird es gleich laut werden“, sagt Sumariva,



Jetzt wird es gleich laut werden, aber wir können damit umgehen!

„aber wir können damit umgehen!“ Manchmal im Hochsommer sei das Seeufer aber auch ohne VHS schon sehr voll, dann könne der Trubel schon anstrengend werden, wenn man eigentlich in Ruhe deklinieren will.

Auch estudiante numero dos freut sich über das Klassenzimmer auf der Wiese. „Ich wohne in Breitenlee und arbeite zu Hause im Homeoffice – das sagt mir sehr zu, weil ich mich besser konzentrieren kann als im Großraumbüro. Aber natürlich will man nicht den ganzen Tag zu Hause sitzen, und Spanisch war schon zu Schulzeiten meine Lieblingssprache. Bei der Kurswahl war mir wichtig, dass ich dafür nicht extra in die Stadt reinfahren muss. Es ist schön, am Abend nach der Arbeit nochmal draußen sein zu können.“ Überhaupt war Corona für sie ein Anlass, mehr Frischluftaktivitäten zu unternehmen. „Ich habe begonnen, wieder wandern zu gehen, auch im Winter, und das hat mir sehr gutgetan. Jetzt schaffe ich es locker den Berg hinauf und bin viel agiler, außerdem kann man gemeinsam mit Freunden wandern.“

Wir wollen nicht weiter stören, also bitte weiter mit Lektion Nummer fünf! Mamá, papá, hijo, hija. Sehr gut. Veinte, treinta, cuarenta ... Dann wird ein paar Meter weiter beim Zumba-Kurs auf die Playtaste des Ghettobusters gedrückt, ein Dutzend Frauen in Neonfarben beginnt zu hüpfen, und die restlichen spanischen Zahlen bis 100 werden untermalt mit Latin-Hits in Hochgeschwindigkeit eingeübt.



Gut durch- gemischt

Es ist eine starke städtebauliche Struktur, die das norwegische Architekturbüro Helen & Hard auf dem 28.000 Quadratmeter großen Grundstück an der Janis-Joplin-Promenade positionierte: Durch die in terrassierte Baukörper gegliederte Blockrandbebauung entsteht zum einen eine signifikante Bauskulptur, zum anderen gelingt die Verbindung einer introvertierten Hofsituation mit einer mannigfaltigen Bezugnahme auf die Umgebung – die See- und Parklandschaft im Norden und die beiden städtischen Plätze im Südosten und Südwesten. Die drei voneinander unabhängigen winkelförmigen Häuser steigen an den Ecken kaskadenförmig zu Hochpunkten an und umfassen den von Carla Lo als von Wegen umspülte grüne Inselgruppe gestalteten Hof. In den sogenannten „Magic Caves“, den mehrgeschoßigen Aushöhlungen, die als großzügige Empfangsbereiche und Begegnungs-

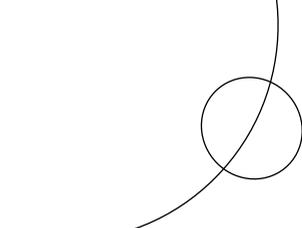
räume dienen und mit warmtönigem Furnier ausgekleidet freundliche Gesen nach außen darbieten, wiederholt sich das Motiv der Abtreppung.

Die in eine hinterlüftete Holzfassade gehüllte robuste Grundstruktur lässt unterschiedliche Nutzungen und Wohnungstypologien zu. Die Kombination von Volkshochschule, Gastronomie, Drogeriemarkt, Büros, Wohnen sowie Gästehaus für akademisches Personal der Universitäten samt Fitnessbereich und Turnsaal macht sirius zu einem nutzungsdurchmischten Stadthaus im besten Sinne, das auch für Neuprogrammierungen in der Zukunft gerüstet ist. Der Wohnungsmix ist vielfältig – von Kleinwohnungen auf knapp 42 Quadratmetern bis zu rund dreimal so großen Maisonetten reicht das Spektrum. Alle mit Balkon, Terrasse oder beidem und mit einer Raumhöhe von 2,70 Metern mit mehr Volumen als im Neubau üblich.

FL

18:25





Um nach der Arbeit abzuschalten, geht Marcus Liftl zwei- bis dreimal die Woche laufen. Normalerweise. Denn nach seiner Covid-erkrankung konnte er erst einmal nur um den Block spazieren. Mittlerweile hat er sich erholt und genießt es umso mehr, entlang der weitläufigen Breitenleer Felder unterwegs zu sein. Entspannen kann er danach in seinem Garten, über den sich auch seine Söhne und der Hund freuen.



Heim- vorteil

So viel hat er noch nie gewohnt, wenn auch nicht ganz freiwillig: Kurz nach seinem Einzug in eine ebenerdige Wohnung in der Anlage Breitenleer Straße verbrachte Marcus Liftl mehrere Wochen in Quarantäne. Einsam war das. Durchatmen konnte er in seinem Garten.

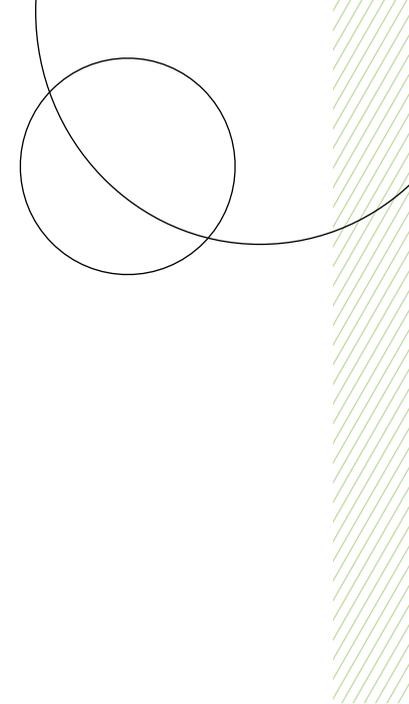
Ein Flachbildfernseher und der Empfänger eines Sport-Streamingdienstes, in der Vitrine ein schneeweißer Lederball – beim Ortstermin in Marcus Liftls Wohnzimmer wird deutlich: Fußball spielt in seinem Leben eine große Rolle. An Sport war allerdings im Herbst 2020, kurz nach seinem Einzug, nicht zu denken. Bei einer Familienfeier infizierte er sich Anfang November mit Covid-19 und musste in Quarantäne. „Ich war eingesperrt. Meine Firma verlangte zu Recht, dass ich erst mit einem negativen Testergebnis wieder arbeiten darf. Nach zehn Tagen war ich leider immer noch positiv. Und eine Woche später noch einmal.“

Insgesamt verbrachte er über drei Wochen in seinen neuen vier Wänden – eine schwierige und einsame Zeit. Der 47-Jährige hatte sich zu diesem Zeitpunkt gerade frisch getrennt, er hat einen 14-jährigen und einen 24-jährigen Sohn. „Das Ärgste war für mich, meine eigenen Kinder nicht umarmen zu dürfen und ihnen kein Bussl geben zu können.“ Seine beiden Söhne gingen für ihn einkaufen und stellten ihm die vollen Sackerl vor die Wohnungstür. Hier zeigte sich ein erster, entscheidender Vorteil seines neuen Gartens: „An der Wohnungstür hätten wir wegen der Distanzregeln nicht einmal plaudern können. Aber über den Gartenzaun war zumindest das möglich.“

Freiraum zu haben sei in dieser Zeit „Gold wert“ gewesen. Auch bei seinen Arbeitskollegen und Freundinnen merkt er, dass die Möglichkeit, für einen Moment ins Freie zu gehen – wenn auch nur auf einen kleinen Balkon – vor der Coronakrise unterschätzt wurde. Viele seien sich jetzt bewusster, wie wichtig dieses kleine Stückchen Freiheit sein kann. Zum Glück war das Wetter während seiner Isolation für November relativ mild und er konnte es sich ab und zu mit einer Decke auf seiner Terrasse gemütlich machen. „Frische Luft und kurz hinauszukommen waren unglaublich wichtig. Ich finde es furchtbar, dass es ältere Menschen gibt, die in einer kleinen Wohnung eingesperrt waren und gar nicht hinauskonnten.“







Grinzing der Donaustadt

Marcus Liftl arbeitet als Sales Manager bei einem gewerblichen Immobilienentwickler und hat sich bei seiner Wohnungswahl trotzdem – bereits zum zweiten Mal – für einen gemeinnützigen Anbieter entschieden. Wie kam es dazu? Entscheidend sei unter anderem die Lage gewesen: „Ich wollte in der Nähe meiner Familie sein. Vor meiner Scheidung habe ich mit meiner Familie in einem WBV-GPA-Projekt gewohnt, in der Oleandergasse. Auch mein erwachsener Sohn wohnt übrigens in einer SMART-Wohnung der WBV-GPA. Als gebürtiger Donaustädter wollte ich unbedingt der Breitenleer Gegend treu bleiben. Hier leben meine Familie und die meisten meiner Freunde.“

Ihm gefallen die offene Landschaft, der Norbert-Scheed-Wald und der dörfliche Charakter des Grätzels. „Ich weiß, dass man im Rest von Wien oft über uns lästert und manche den Bezirk sogar als Sumpfgebiet oder Scherbenviertel bezeichnen. Das sehe ich ganz anders. Scherzhaft nenne ich Breitenlee das Grinzing der Donaustadt, weil es etwas feiner ist. Außerdem hüpfen hier Rehe herum, das kann man im Zentrum Wiens nicht erleben.“

Als er von dem Neubau hörte, waren eigentlich schon alle Wohnungen vergeben. Marcus Liftl spekulierte auf eine Wohnung im ersten Stock, die zwar keinen Garten hatte, bei der aber die Möglichkeit bestand, dass die neuen Mieterinnen noch abspringen würden. Er hatte Glück: Er bekam einen Anruf von einer Mitarbeiterin der WBV-GPA, die ihm eine andere Wohnung anbot – im Erdgeschoß und mit Garten. Darüber freute er sich umso mehr, weil ihn sein jüngerer Sohn jetzt immer mit dem Familienhund besuchen kann. Eine Besichtigung habe es nicht gegeben, er habe gleich zugesagt. So unkompliziert dies alles war, umso ungewohnter sei es in der ersten Zeit gewesen, plötzlich einen



Ich bin jetzt 47 Jahre alt und wohne zum ersten Mal in meinem Leben allein.

Singlehaushalt zu führen: „Ich bin jetzt 47 Jahre alt und wohne zum ersten Mal in meinem Leben allein.“ Was Vorteile und Nachteile hat: „Ich kann alles so regeln und den Haushalt so führen, wie ich es will. Trotzdem ist es ungewohnt, alleine zu sein, vor allem abends.“

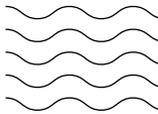
Viel Bewegung und gute Gesellschaft

Die Wochenenden stehen nach seiner Genesung endlich wieder im Zeichen des Fußballs. Marcus Liftl engagiert sich ehrenamtlich beim SV Hirschstetten, hier kickt auch sein jüngerer Sohn. Alles in allem führt er ein ziemlich aktives Leben. Umso schwerer sei es ihm gefallen, während der Quarantäne zum Stillstand gezwungen zu sein. „Ich war richtig froh, als ich endlich wieder ins Büro durfte.“ Der Wiedereinstieg in den Sport nach Corona habe gedauert: „Ganz am Anfang bin ich nur spazieren gegangen – wie ein alter Mann.“ Erst einige Zeit später war wieder an Laufen zu denken: „Ich war aufgeregt, weil meine Lunge durch Corona ziemlich gelitten hat. Bei den ersten Malen hatte ich einen erhöhten Puls, ich bin dann langsamer und kürzer gelaufen. Aber ich war heilfroh, dass ich wieder gesund war und rauskonnte.“

Jetzt liegt die Erkrankung schon länger zurück und Marcus Liftl läuft wieder im gewohnten Tempo, entlang der Breitenleer Felder, hinüber zur Seestadt Aspern, insgesamt etwa zehn Kilometer. „Das Laufen ist der beste Psychologe. Es heißt ja, dass es Glückshormone produziert, und es geht mir tatsächlich immer viel besser danach.“ Außerdem geht er – in normalen Zeiten – morgens vor der Arbeit oft für eine Stunde ins Fitnesscenter. Hat er das Training – wie so viele – während der Lockdowns ins Wohnzimmer verlegt? „Ich habe es ein, zwei Mal



Das Laufen ist der beste Psychologe. Es heißt ja, dass es Glückshormone produziert.



ausprobiert, aber es hat mir einfach keinen Spaß gemacht. Ich habe mir Kurzhanteln zugelegt, die liegen jetzt in der Ecke und werden regelmäßig abgestaubt. Ich bin ein geselliger Mensch und trainiere lieber unter Leuten.“

Welche Lehren zieht er aus der Zeit der Isolation? „Ich habe gemerkt, wie wichtig mir Gesellschaft und Bewegung sind.“ Auch mit den Zoom-Konferenzen und Online-Partys habe er sich nie so richtig anfreunden können: „Das ist alles nicht dasselbe. Den persönlichen Kontakt kann es nicht ersetzen.“ Beim Einzug habe er mit vielen Nachbarn geplaudert, Treffen waren dann aber wegen der Coronakrise erst einmal nicht möglich.

Trotzdem kennen sich mittlerweile viele in der Anlage gut, vor allem jene, die durch den verbindenden Innenhof näher beieinander wohnen und kleine Kinder haben. „Ich plaudere immer wieder mit anderen Bewohnerinnen und Bewohnern. Ich schätze es nämlich sehr, wenn ich ein harmonisches Verhältnis zu allen habe. Wir haben auch eine Facebook-Gruppe, das ist praktisch, weil wir uns kurz gegenseitig informieren können. Aber solche Dinge können auch überhandnehmen.“ In seiner ehemaligen Wohnanlage habe es eine WhatsApp-Gruppe mit über hundert Teilnehmerinnen gegeben, in der auch Lappalien bis ins kleinste Detail ausdiskutiert wurden. „Da war ich nach zwei Tagen wieder draußen“, lacht er.

Direkt neben seiner Wohnung liegt eine der beiden Sandkisten der Siedlung, die bei schönem Wetter ziemlich gut besucht sind. Das stört ihn aber nicht. Ganz im Gegenteil: „Es ist mir lieber, neben mir Leben und Lärm zu haben, als dass gar nichts zu hören ist.“

SB

19:11



19:11

Wir schaffen es gemeinsam



Hinter dem Zaun leuchten die Felder in der Abendsonne, Vögel zwitschern. Auf der Terrasse plätschert das kleine Schwimmbecken leise vor sich hin. Drinnen in der großen Wohnküche herrscht geschäftiges Hantieren. Mal Kuchenteig, mal Pastasauce oder Salat. Sonja und Gerry Pokorny und ihre Kinder Dorian und Sophia haben das gemeinsame Kochen zum Ritual gemacht. Ein Zeichen dafür, wie die junge Familie während der diversen Lockdowns noch enger zusammengewachsen ist.

en sam



Homeoffice, Homeschooling, Homekindergardening, Selbständigkeit mit Umsatzeinbußen. Eine Mehrfachbelastung, die viele Familien überfordert. Die Pokornys aus Oberlaa haben die turbulenten Zeiten nicht nur gemeistert, die vierköpfige Familie ist sogar noch enger zusammengewachsen. Dabei half auch die neue Wohnung mit genügend Rückzugsräumen für Mutter, Vater, Sohn und Tochter, und mit der Natur direkt vor der Haustür.

*Der Ausblick hier
von der Terrasse ist
eine wahre Idylle.*

Sonja: Vier Zimmer, mit diesem Ausblick, und das praktisch unverbaubar – das ist ein Traum.

Ein wirklich besonderes Erlebnis, gerade mit den Kindern, ist die Naturnähe. Wir haben so viele Tiere hier: Fledermäuse, Rehe, Feldhasen, Turmfalken, Schmetterlinge, Bienen, Hummeln. Neulich hatten wir sogar eine Kröte auf der Terrasse! Der Bauer fährt sechs Meter vor uns übers Feld, das sieht ein Stadtkind sonst nie. Und ich bin selbst ein Stadtkind und genieße das sehr. Kein Vergleich zum dicht bebauten Viertel am Laaer Berg. Das ist eine Steigerung der Lebensqualität um 100 Prozent!

*Sie haben vorher
schon hier in Favoriten
gewohnt?*

Sonja: Ja, auf 70 Quadratmetern, ein Stück weit den Laaer Berg rauf. Drei Zimmer mit zwei Kindern, das war schon sehr eng. Beim ersten Lockdown haben wir gemerkt, wie sehr uns der Platz fehlt, aber da hatten wir ja schon die Gewissheit, dass es bald besser wird. Ich war schon über fünf Jahre auf der Suche nach einer Vierzimmerwohnung gewesen. Meine Vorgaben waren sehr genau: Ich wollte im 10. Bezirk bleiben, weil die Kinder hier in die Schule und in den Kindergarten gehen. Und die Großeltern wohnen alle südlich von Wien. Wir haben den Mietvertrag Anfang Februar unterschrieben und dann gleich nach der

Küche geschaut, also unmittelbar vor dem ersten Lockdown, da gab es sehr viel Onlineplanung im Detail. Eingezogen sind wir dann im Juli 2020.

***Wie die meisten hier sind
Sie zwischen den beiden
Lockdowns eingezogen.
Welchen Einfluss hatte
Corona aufs Wohnen hier?***

Sonja: Es hat alles beeinflusst. Erster Lockdown: zu Hause arbeiten, Homeschooling, Homekindergardening, und das noch in der alten Wohnung in drei Räumen. Ich hatte den Laptop auf einem Mini-Computertisch im Schlafzimmer stehen. Jetzt hat jeder seinen Bereich, wo er sich zurückziehen kann. Wir haben einen Schreibtisch im Schlafzimmer, den man nicht wieder abbauen muss. Der Sohn hat auch seinen Schreibtisch fürs Homeschooling.

***Corona war für viele eine
Zeit, in der sich Wohnen und
Arbeiten vermischt haben.***

Wie war das bei Ihnen?

Sonja: Ich arbeite seit dem letzten Jahr hauptsächlich zu Hause. Ich bin im Büro im Finanzbereich, für diesen Job braucht man Ruhe und Konzentration. Die Kinder wissen inzwischen auch, dass sie leise sein müssen, wenn ich gerade eine Konferenz habe. Man merkt auch im Homeoffice, wie wichtig es ist, eine Oase zu haben. Fünf Minuten im Garten sind etwas ganz anderes als fünf Minuten in der Teeküche in der Firma.

***Wie hat Corona Ihr
Firmenumfeld beeinflusst?***

Sonja: Wir haben sehr viele Telefonkonferenzen, zweimal die Woche Teammeetings. Das hat hier gut funktioniert. Wir haben aber auch das gut ausgebaute Netzwerk eines großen internationalen Konzerns. Zwischendurch gab es ja auch Phasen, wo man wieder arbeiten gehen durfte. Nach einem Jahr hat man sich an all das gewöhnt. Man richtet sich danach.

Bei meinem Mann war es ganz anders: Er war selbstständig und hat Erste-Hilfe-Kurse gegeben. Man kann zwar einen Teil der Erste-Hilfe-Kurse online machen, aber der Präsenzteil konnte nicht stattfinden; viele sind ausgefallen, zum Beispiel alle Führerscheinkurse. Aufgrund dieser Ausfälle und Umsatzeinbußen hat er sich entschlossen, die Selbständigkeit aufzugeben und in einen fixen Job zu wechseln.

***Wie lief es mit Schule und
Kindergarten?***

Sonja: Am Anfang gab es schon so ein mulmiges Gefühl, man wusste ja noch nichts. Es waren auch alle extrem vorsichtig im Kindergarten. Es sollten ja nur die Kinder von systemnotwendigen Berufen in den Kindergarten gebracht werden, also war unsere Tochter zweieinhalb Monate zu Hause. Die Schule war im ersten Lockdown zu, und dann wieder im November. Homeschooling und Homekindergardening sind schon eine Herausforderung, man muss ja alles andere in der Wohnung nebenher

auch noch machen, und wir arbeiten beide Vollzeit. Und ein Kindergartenkind hat wieder andere Bedürfnisse als ein Schulkind. Das will eine neue Herausforderung, will beschäftigt werden. Aber auch wenn man am Anfang nicht weiß, wie man das schaffen soll, managt man es irgendwie.

Hat sich dann irgendwann eine Routine eingespielt?

Sonja: Absolut. Auch der Große ist selbstständiger geworden, die Kinder in der 3. Klasse Volksschule mussten auf einmal mit Tablet und Laptop arbeiten. Da sitzt das Kind schon mal ein paar Stunden dran, und wir haben auch darauf bestanden, dass er alle Schulaufgaben macht. Der Leistungsdruck ist höher, und man ist damit alleine als Kind und kann sich weniger mit den Mitschülerinnen abstimmen. Es ist den Kindern auch viel Stoff entgangen.

Gerry: Man sitzt dann am Abend daneben und überlegt: Wie geht das nochmal? Man muss nachvollziehen können, wie die Lehrerin den Rechenschritt genau meint. Das war auch eine Herausforderung für uns.

Sonja: Manchmal frage ich mich, wie wir das alles geschafft haben. Es waren schon ein paar schlaflose Nächte dabei, und wir haben ein paar weiße Haare dazugekriegt. Wir können stolz sein, weil wir das zu zweit gemanagt haben. Es hat den Zusammenhalt als Familie gestärkt. Natürlich gibt es Reibungspunkte, aber uns war klar: Wir schaffen es nur gemeinsam.

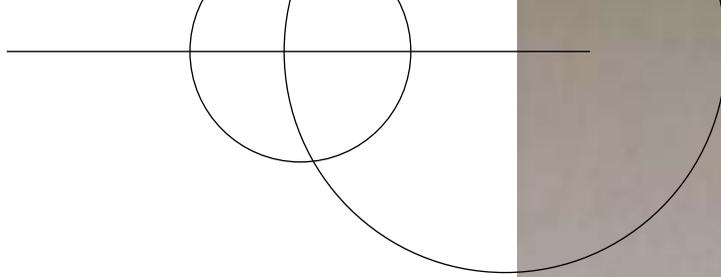
Was ist das Geheimrezept für diese gelungene Gemeinsamkeit?

Gerry: Der Zusammenhalt in der Familie ist keine Selbstverständlichkeit, weil viele andere Paare und Familien es nicht gewohnt waren, rund um die Uhr zusammen zu sein. Bis dahin war es so, dass viele sich nur in der Früh und abends gesehen haben, weil tagsüber alle arbeiten. Aber man muss sich zurücknehmen und eine Balance finden. Es hilft auch, wenn man gemeinsame Aktivitäten entwickelt. Bei uns war es das gemeinsame Kochen zu Hause. Wir kochen beide, jeder von uns hatte seine Spezialrezepte.

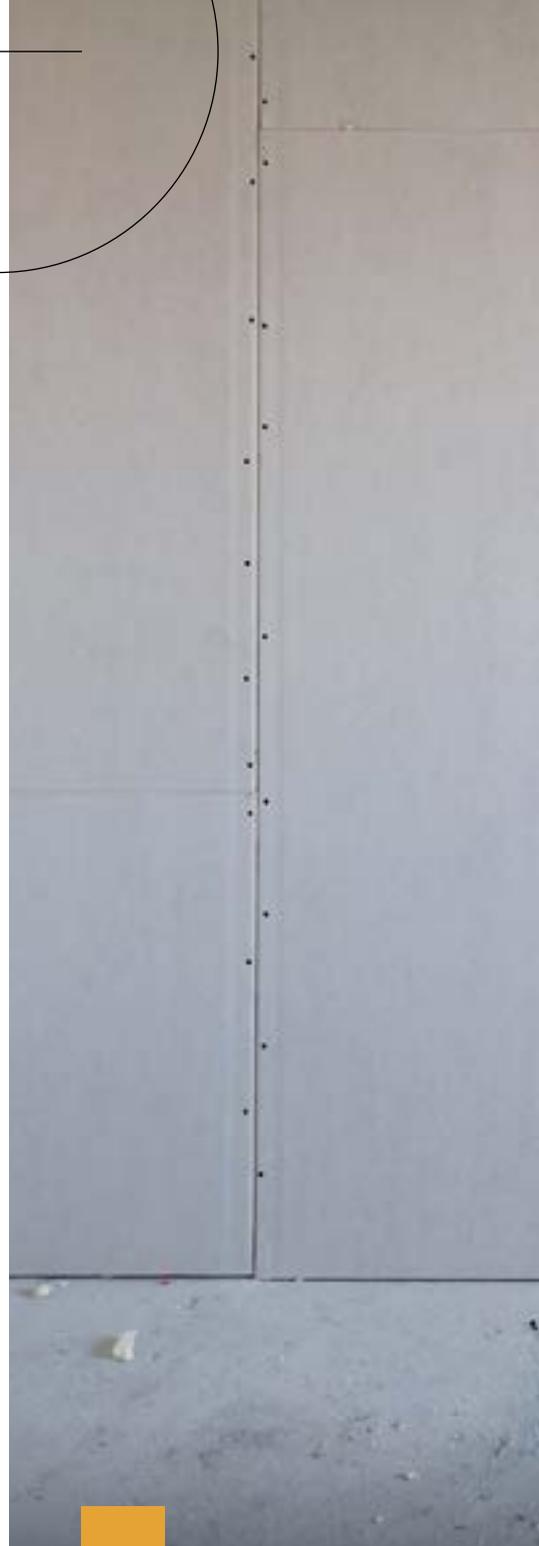
Sonja: Wir haben auch eine extra Stufe in die Küche einbauen lassen, damit die Kleine raufklettern und uns in der Küche helfen kann. Und sie helfen beide auch brav. Wir backen auch jedes Weihnachten sehr viel, vor allem Mürbteigkekse, und machen viel Marmelade zusammen. Die Kinder erinnern sich auch immer daran und freuen sich schon aufs nächste Keksebacken.







Emilia Lichtenwagner wohnte während der Coronapandemie in einer Vierer-WG im 15. Bezirk. Der Tag war für alle streng durchgetaktet, die Wohnung machte währenddessen unterschiedliche Aggregatzustände durch – von Wohnung über Büro bis hin zu Disco, Kino, Restaurant. Aktuell ist Emilia in Chicago. Im Frühjahr, sobald der Bauteil Theodor fertiggestellt ist, sagt sie, wird sie mit ihrem Mann Gideon erst einmal lernen, was Wohnen alles heißen kann.





20:03

Untertags wurde Büro gespielt

„Ich bin eine Hin- und Hergetriebene, mich treibt's hin und her zwischen Wien, Berlin und den USA, aber auch zwischen Kunst, Kultur, Kulturtheorie, Zeitgeschichte und Kommunikation.

Nach der Schule habe ich ein Jahr Gedenkdienst in New York gemacht, habe dort Interviews geführt mit Migrantinnen und Migranten, mit österreichisch-jüdischen Überlebenden, das war eine sehr spannende Zeit. Danach habe ich begonnen, bei Veronika Dirnhofer an der Akademie der bildenden Künste Zeichnung und Malerei zu studieren. Es ist ein ewiger Kampf zwischen den Orten und den Disziplinen. Dazu passt auch wunderbar, dass ich mit meinem Mann Gideon verheiratet bin, der zurzeit in New York lebt und grad den PhD in Landschaftsarchitektur und Literatur macht.

Ich freue mich total auf meine neue Wohnung im Theodor in der Leyserstraße, aber gerade jetzt, in der Zeit der Vorfreude, wenn andere damit anfangen, sich Gedanken über die Einrichtung zu machen und vielleicht schon die ersten Möbel bestellen, habe ich ein Stipendium für Critical Studies am Art Institute of Chicago bekommen, und so zieht mich das Schicksal für ein paar Monate wieder zurück in die USA. Meine Wohnung nähert sich mehr und mehr der Fertigstellung, mein Mann ist in New York, und ich sitz grad am Lake Michigan. Schon eigenartig, oder?

Dabei habe ich grad in der Coronapandemie eine gewisse Verlangsamung erlebt, eine Dämpfung der Geschwindigkeit in unser aller Leben. Irgendwie haben mir das langsame, gemütliche Tempo und die soziale Zurückgezogenheit gut gefallen. Ich hatte zu dieser Zeit in einer Vierer-WG im 15. Bezirk gewohnt, in der Goldschlagstraße, um genau zu sein, und ich glaube, wir hatten die Situation gut im Griff. Wenn wir zu Hause gelernt und gearbeitet haben, dann immer mit einer strengen Zeitdisziplin, wir haben so richtig Büro gespielt, mit Bürozeiten, mit einer Mittagspause, mit Feierabend am Ende des Tages. Wir haben uns ziemlich streng daran gehalten, untermits war es bei uns in der WG echt hochkonzentriert und mucksmäuschenstill – spaßbefreite Zone.

Am Abend dafür hat sich die WG dann in ein Restaurant, in einen Kinosaal mit Popcorn oder in eine Disco mit Drinks und lauter Musik verwandelt. Der Wohn- und Arbeitsstundenplan hat uns gut strukturiert und hat die monotonen Tage irgendwie erträglicher, ja sogar spannend und interessant gemacht. War echt cool. Ich finde, wir haben das super gemeistert. Wir hatten unseren Spaß. Vielen anderen ist es in dieser Zeit nicht so gut gegangen.

Untertags war es bei uns mucks- mäuschenstill. Spaßbefreite Zone.

Nach dem Lockdown bin ich dann in den 5. Bezirk, und zwar in die Wohnung meiner Eltern in mein ehemaliges Kinderzimmer zurückgezogen. Die Uni, auf der ich studiere, ist auch kürzlich wieder umgezogen, und zwar vom Ausweichquartier in der ehemaligen WU in der Spittelau wieder zurück in die Akademie am Schillerplatz, die ja in den letzten Jahren saniert wurde. Jetzt bin ich grad in Chicago, und bald werde ich wieder nach Wien zurückziehen. Erstmals im Leben werde ich dann so richtig fix mit meinem Mann zusammenwohnen. Das klingt alles so wild, unglaublich! Ich mag mein Leben, aber wenn ich das so erzähle, fühlt es sich an wie ein einziger Mischmasch.

Meine künftige Wohnung hat 70 Quadratmeter, aufgeteilt auf drei Zimmer. Sie liegt im Bauteil Theodor im siebten Stock. Der Grundriss ist super, der Balkon ist groß, und vor dem Balkon liegen Bäume, Bäume, Bäume. Nach Jahren des permanenten Hin- und Herziehens werden wir dann endlich sesshaft, unglaublich! Ich habe bislang in mehr als zehn Wohnungen gelebt, und nun kann ich endlich die Kisten und Kartons aus dem Lager holen und meine Wohnsachen nach langer Zeit wieder mal auspacken. Ich glaube, ich will nie wieder umziehen! Wir bleiben dann für immer hier.

Mein Name ist Emilia Lichtenwagner, und Christian Lichtenwagner, der das Haus gemeinsam mit seinem Team geplant hat, ist mein Onkel. Ihm habe ich zu verdanken, dass ich auf das Projekt schon so früh aufmerksam geworden bin und mich gleich zu Beginn für eine Wohnung anmelden konnte. Ich finde, er ist ein echt guter Architekt, er hat eine gewisse Feinheit, ein Händchen für wohlüberlegte Details. Es ist ein Haus, das einladend wirkt und in dem man sich das Wohnen schon gut vorstellen und visualisieren kann. Oft hört man ja, dass man Architekten zur Strafe zwingen müsste, in ihren eigenen Projekten zu wohnen. Was für eine Strafe? Ich als Nichte des Architekten freue mich jedenfalls schon voll auf das neue Zuhause!"

Nach Jahren des Hin- und Herziehens werden wir sesshaft, unglaublich!

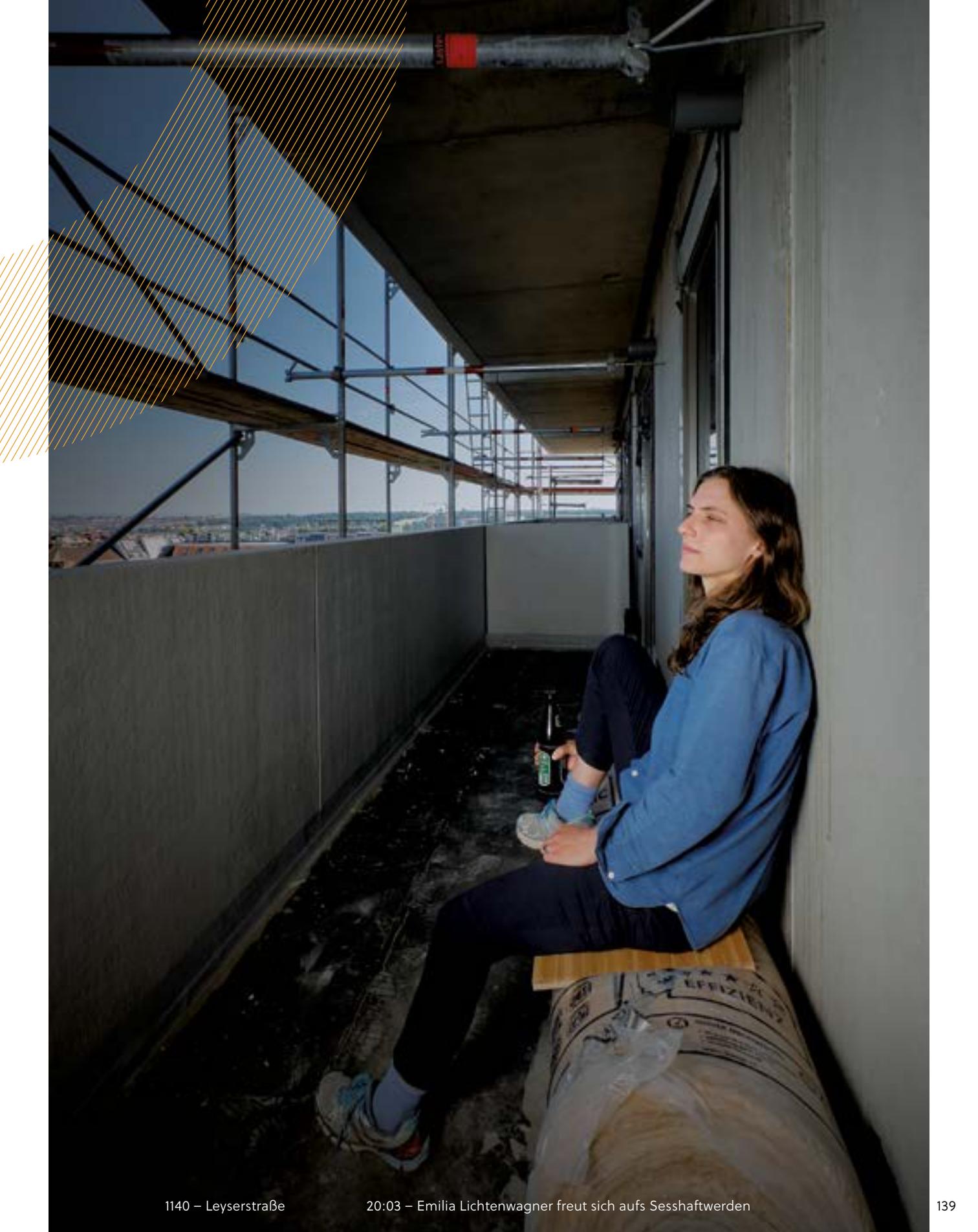
Wohnen – das ist für mich vor allem der Start mit einem guten, starken Kaffee und das Ende mit einem Bier in der Hand, einfach nur dasitzend, an die Decke starrend und den Tag Revue passieren lassend. Dazwischen bin ich eh die meiste Zeit auf der Uni, wenn nicht grad Corona-Lockdown ist. Und so sitz ich dann am Abend im Zimmer, meist am Boden, an die Couch gelehnt, ich denke nach, schaue beim Fenster raus, versuche mich beim Nichtstun zu entspannen. Am liebsten mit einer Flasche Stiegl. In der neuen Wohnung, glaube ich, werde ich vor allem am Balkon sitzen und in die Baumkronen hinausschauen. Vielleicht werde ich dann auf eine Sternschnuppe warten. Oder auf einen Moment der Eingebung.

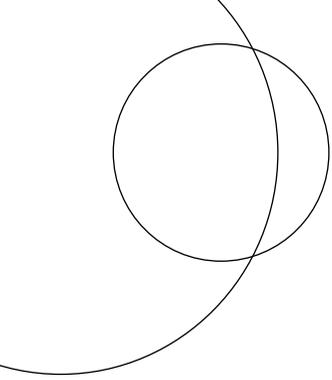
Was die Möblierung betrifft, so ist alles zsmmm ein Sammelsurium, aber nachdem ich in den letzten Jahren nie wirklich irgendwo sesshaft geworden bin, hatte ich auch noch nie das ganze Sammelsurium um mich herum. Mein Schreibtisch ist ein alter Lesetisch aus der Nationalbibliothek, so richtig mit Nummernplakette, ein wunderschönes Möbel. Andere Möbel stammen aus der WG oder aus dem Keller meiner Eltern. Ich glaube, ich habe noch nie ein neues Möbelstück gekauft. Das meiste ist alt, verschenkt oder zufällig irgendwo gefunden.

Worauf ich mich besonders freue? Dass wir endlich genug weiße Wände haben werden, um Kunst aufzuhängen – und dass wir endlich mal irgendwo so lange sein werden, dass es sich auch lohnen wird, Nägel und Bilderhaken in die Wand zu schlagen. Bis jetzt waren unsere Zeichnungen und Gemälde, die wir haben, in Bläschenfolie eingepackt und in irgendwelchen Kisten gehortet. Das ist jetzt vorbei.

Es fühlt sich schon alles irgendwie eigenartig an. Ich glaube, ich muss erst lernen, was Wohnen überhaupt bedeutet, was es heißt anzukommen und längere Zeit an einem Ort zu Hause zu sein. Nicht mehr alleine, nicht mehr in einer WG, sondern in einer Wohnung für viele Jahre, gemeinsam mit meinem Mann. Spannende Zeiten! Liebe Rohbauwohnung, nach Chicago sehen wir uns wieder!“

WOJ





20:42

Arife Güner wird mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern bald in die Leysenstraße ziehen. Auf die neue, 85 Quadratmeter große Wohnung freut sie sich schon sehr. Und auch darauf, dass sie bald mehr Platz haben wird, um jeden Abend zwischen halb neun und halb zehn mit den Kindern wie wild herumzuhüpfen und herumschreien. Denn ohne allabendliches Tierspiel wollen ihre beiden Energiebündel einfach nicht einschlafen.



20:42

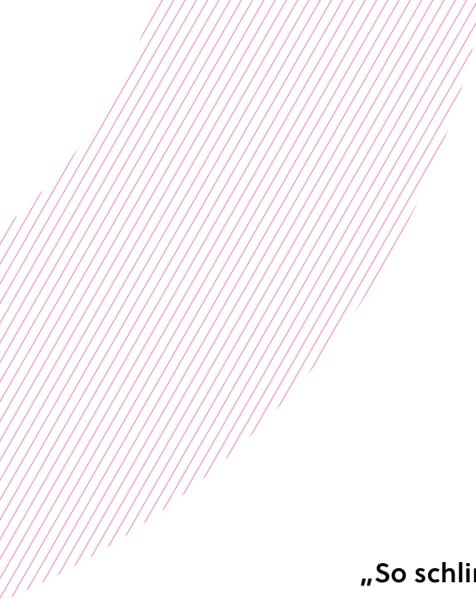
A
W



Am Abend brüllte
wir wie die Löwen

en
n





„So schlimm war der Corona-Lockdown eigentlich gar nicht“, sagt Arife Güner, „mal abgesehen davon, dass ich in den ersten Tagen nicht wusste, wie mir geschieht, als ich beobachtet habe, wie die Menschen die Klopapierrollen aus den Supermärkten leergehamstert haben. Eine Art Massenpsychose. Das war schon unheimlich, oder?“

Für die 28-Jährige ist vieles beim Alten geblieben: Mutterschutz, mit den Kindern spielen, vorlesen, spazieren gehen, einkaufen, kochen, Haushalt schupfen, Alltag checken, Möbel für die neue Wohnung recherchieren, denn die alten, na ja ... aber das soll sie dann lieber selbst erzählen, und sogar Spielplatzbesuche standen an der Tagesordnung.

„Die öffentlichen Kinderspielplätze waren aufgrund der Coronapandemie natürlich alle tabu, überall rot-weiße Absperrbänder, aber davon haben wir uns nicht abhalten lassen. Der Innenhof in unserer klitzekleinen Mini-Wohnhausanlage mit nur neun Wohnungen ist zwar winzig, aber mein Mann“, seines Zeichens Kurierdienstfahrer, hatte im Lockdown also alle Hände voll zu tun, von früh bis spät im Dauereinsatz, „hat dort eine Holzschaukel hineingebastelt, wir haben eine Plastikrutsche online bestellt, und unsere Nachbarin hat uns sogar noch eine Sandkiste geschenkt. Für unsere beiden Kleinen, zwei und vier Jahre alt, war das super. Sie waren im Paradies.“

Doch so richtig super wurde es – wie immer, nicht nur im Lockdown – zur Schlafenszeit nach dem Abendessen, irgendwann zwischen halb neun und halb zehn. Dann nämlich verwandelt sich die Wohnung der Güners, eben noch eine menschliche Behausung mit Anstand und Moral, in einen Zoo mit wilden Tieren. „Wir schreien alle wahnsinnig gerne. So richtig, wie die Löwen, wie die Dinosaurier. Wir singen und tanzen und springen und schreien und grölen uns an, wir fauchen, grunzen, bellen, wir beißen uns und krallen uns ineinander fest, und am Ende, wenn sich die Kinder eine Stunde lang ausgepowert haben, fressen wir einander auf, und dann ist Ruhe.“





Arife wird kurz still. Dann lacht sie. „Ja, ich weiß, wir sind eine eigenartige Familie. Die Nachbarin findet das nicht immer so super. Die schimpft dann und droht mit der Polizei und Hausverwaltung. Aber was soll ich machen? Wir tun ja niemandem was Böses. Wir haben einfach nur zwei kleine Energiebündel, die untertags eh schon alles Mögliche unternehmen, aber wenn wir am Abend nicht das Tierspiel machen, dann werden unsere beiden Kinder einfach nicht müde, dann schlafen sie nicht ein.“ Wie oft es bei den Güners animalisch wird? „Na ja, so gut wie jeden Abend. Aber in der Leysenstraße brauchen sich unsere neuen Nachbarinnen keine Sorgen zu machen. Erstens sind die Wohnungstrennwände aus Beton, und zweitens werden unsere Kinder ja auch älter und werden bald nicht mehr mit uns um die Wette grunzen wollen.“

Lautstärke ist für Arife auch ein berufliches Thema. Wenn sie nicht gerade in Elternkarenz ist, arbeitet sie als Leiterin eines Studentenheims, das sich im Gasometer B befindet und von der WBV-GPA betrieben wird. „Unsere Bewohnerinnen und Bewohner haben eine Vorliebe für langes und lautes Feiern, manchmal mit ein bisschen zu viel Alkohol, weit in die Nacht hinein, und das bei geöffneten Fenstern. Da passiert es schon, dass ich am Abend oder am Wochenende einen Anruf bekomme und auf die Schnelle einspringen muss. Aber, na ja, was soll ich sagen! Wenn die Heimleiterin laut grunzt, warum sollen das die Studierenden nicht auch dürfen!“

Auf den Umzug in die Leysenstraße freut sich Arife schon sehr. Die Wohnung wird größer, 85 Quadratmeter, im siebten Stock, mehr Platz für tierische Spektakel mit den Kids. Die neue Wohnung, sagt sie, ist dann ein Neuanfang, was die Einrichtung betrifft. Denn: „Da, wo wir jetzt wohnen, hat mein Mann die meisten Möbel ausgesucht. Das sind funktionale Möbel aus beigem Stoff und hellem Holz, mit schwarzen Stühlen und einem beige Teppich. Es schaut aus wie im Pensionistenheim. Mein Mann findet die Möbel praktisch, ich finde sie einfach nur schiach.“ In der neuen Wohnung, das ist der Deal, wird Arife das Sagen haben. Al-

les neu, alles bunt und sinnlich zusammengestückelt. Auf der Einkaufsliste stehen ein Chesterfield-Sofa, bunte Vintage-Teppiche, Kuhfelle und ein Marmortisch aus der Türkei. Ein einziges Möbelstück bloß möchte sie aus der alten Wohnung mitnehmen – eine weiße Holztruhe, ein Erinnerungsstück an Arifes Mutter, die mitten im Corona-Lockdown verstorben ist. „Früher“, sagt Arife, „habe ich diese Truhe gehasst. Seit einem Jahr liebe ich sie.“

WOJ

Wenn die Heimleiterin laut grunzt, warum sollen das die Studierenden nicht auch dürfen!





Dem Stadtraum zur Zierde

Ästhetik ist eine in der Nachhaltigkeitsdebatte meist vernachlässigte Kategorie. Aber was bringen superenergieeffiziente Gebäude, wenn sie so banal sind, dass sie nicht die Herzen der Menschen erobern und nach nicht allzu langer Zeit ersetzt oder aufgemöbelt werden müssen, weil sie „in die Jahre gekommen“ sind und nicht mehr dem Geist der Zeit entsprechen? Außerdem existiert jedes Gebäude nicht nur für sich selbst, sondern ist Teil des Stadtbilds. Seine Fassaden sind sozusagen die Innenwand des öffentlichen Raums. Im besten Fall reichen sie ihm zur Zierde und geben mit charakteristischen Merkmalen Orientierung in der Stadt. Auch das zweite von der Wohnbauvereinigung entlang der Leyserstraße errichtete Haus transponiert Eigenschaften jener Häuser, die wir im Wiener Stadtkörper lieben, in die Gegenwart. Gangoly & Kristiner Architekten in Kooperation mit O&O Baukunst

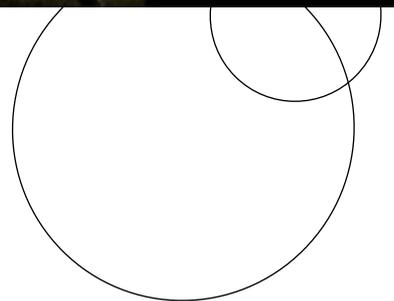
zeichnen für die detailreich gestaltete „Rosalie“ verantwortlich.

Die Schenkel ihrer L-Form sind unterschiedlich ausgebildet. Näher zur Straße blieb die Fassade mit schlanken französischen Fenstern und eingeschnittenen Loggien schlicht. Das zurückgesetzte Volumen hingegen korrespondiert intensiv mit dem Park. Ein umhüllendes feingliedriges Balkonnetz aus teils glatten, teils sandgestrahlten und mit Weißzement veredelten Betonfertigteilen erzeugt Tiefe und mannigfaltige Außenräume. Als Dachgesims fungiert eine Bordüre aus gerundeten Scheiben. Die Pflege des Dachgartens auf dem niedrigeren Bauteil wird die Wohngruppe im 6. Obergeschoß übernehmen. Zwei quaderförmige Laternen an den Brüstungsecken sorgen nicht nur für Beleuchtung, sondern sind – ähnlich wie Vasen oder andere Freiplastiken auf Attiken von Gründerzeithäusern – auch ein Blickfang im Straßenraum. **FL**

21:14



21:14





Anträge, Formulare, Abrechnungen, Gespräche, Fürsorge, Hausaufgabenbetreuung. Ein langer, anstrengender Tag geht zu Ende. Yesim Sunars 11-jährige Tochter Kayra ist gerade schlafen gegangen, jetzt genießt sie mit ihrem Lebensgefährten Fabio Cefariello den Abend auf dem Sofa. Beide arbeiten für die soziale Einrichtung DAS BAND, für beide war Corona eine zusätzliche Belastung. Umso besser, dass die Wohnung im 10. Stock genügend Platz und Aussicht zum Runterkommen bietet.

Intensive Zeiten

Arbeit, Homeoffice, Homeschooling. Corona machte das Leben für Yesim Sunar nicht gerade entspannter. Was ihr dabei half: Ein willensstarker Charakter, ein verständnisvoller Lebensgefährte, eine neue Wohnung – und ein Vorratskasten mit 20 Packerln Nudeln.

Süd, West, Nord. Fast 270 Grad umfasst das Panorama, wenn man sich auf dem Balkon von Yesim Sunar im Kreis dreht. Hier oben, im zehnten Stock, herrscht Ruhe, und die braucht die Assistentin der Geschäftsführung der Sozialeinrichtung DAS BAND auch. Die Arbeit ist fordernd, und das Homeoffice – kombiniert mit dem Homeschooling von Tochter Kayra – machte während der Coronapandemie auch das Wohnen zur harten Arbeit. Dafür hat sie in Freund Fabio Cefariello, der ebenfalls für DAS BAND arbeitet, einen Mit-Bewohner, der sie versteht.

Das Panorama von hier oben ist großartig. War es ein glücklicher Zufall, dass Sie die Wohnung hier im 10. Stock bekamen?

Yesim: Nein, das war mein Wunsch, weil ich leider sehr lärmempfindlich bin. Mir macht die Höhe nichts aus. Ich wollte unbedingt ganz oben wohnen: Entweder ganz oben oder gar nicht! Ich habe in einer Wohnung der WBV-GPA in der Herogasse gewohnt. Über DAS BAND habe ich mitbekommen, dass in Oberlaa etwas Neues gebaut wird. Daraufhin habe ich mich angemeldet, weil meine damalige Wohnung sehr alt und klein war. Eingezogen bin ich im Juli 2020, das ging ohne Probleme, weil es da gerade keinen Lockdown gab.

Wie ist es Ihnen zuvor im ersten, oder, wie viele sagen, „richtigen“ Lockdown ergangen?

Yesim: Am Anfang waren wir alle sehr unsicher. Im Mai 2020 haben wir in der Firma wieder aufgesperrt, und die Frage war, wie gehen wir es an: Zwei Meter Abstand und Maskenpflicht. Wir haben die Situation aber schnell unter Kontrolle gehabt. Für die Nutzer:innen war es wichtig, dass sie wieder in die Tagesstruktur kommen können. Das war eine sehr große Herausforderung. Es gab mehrere Plattformen, wo man sich zum Testen anmelden konnte, das war zu Beginn sehr unübersichtlich. In der Firma müssen wir uns einmal die Woche testen, was wir selbst organisieren müssen.

Entweder ganz oben oder gar nicht!

Den zweiten Lockdown im Herbst 2020 haben Sie dann schon in der neuen Wohnung erlebt.

Yesim: Da ging es los mit Homeschooling und Homeoffice, und es war eine schwierige Zeit für mich. Ich bin immer wieder hin- und hergerannt zwischen zwei Laptops und dem Telefon. Man musste immer alle Mappen von zu Hause in die Arbeit und zurück mitschleppen. Ich bin kein großer Freund von Homeoffice. Ein-, zweimal die Woche ist in Ordnung, aber nonstop ist ein Horror. Man fliegt aus dem Programm raus, das Internet funktioniert nicht, man hat Serverprobleme, oder man hat die Mappe, die man braucht, dann doch im Büro gelassen.

Wie hat die Pandemie den Arbeitsalltag in der sozialen Einrichtung beeinflusst?

Yesim: Durch die ganze Bürokratie hatten wir in der Arbeit viel mehr zu tun

als vorher. Wir mussten teilweise länger arbeiten, weil wir zum Beispiel die Abrechnung für die Kurzarbeit erledigen mussten. Das war alles komplett neu für uns, und alles war extrem kurzfristig. Man bekam vom AMS die Info, und am nächsten Tag war die Abrechnung zu erledigen! Und das mussten wir alles mit Kind hinbekommen. Anfang 2021 habe ich es sogar noch schlimmer empfunden, denn da kam das intensive Lernen meiner Tochter dazu.

Sie im Homeoffice, das Kind beim Homeschooling. Wie hat man sich das innerhalb der Wohnung aufgeteilt?

Yesim: Ich war mit meinem Laptop im Wohnzimmer und Kayra in ihrem Zimmer. Sie hatte anfangs zwei- bis dreimal die Woche Onlineunterricht, und dann wurde es immer mehr. Der Unterricht wurde von den Lehrpersonen sehr gut vorbereitet, aber trotzdem musste ich den Lernstoff noch mal erklären und festigen. Das war natürlich eine stressige Mehrfachbelastung, ich war dauernd gestresst wie noch nie vorher im Leben.

Ich musste für die Schule mehr Zeit opfern als für die Arbeit. Kayra ist in die erste Klasse Unterstufe gekommen, und für sie war alles neu. Ich musste sie sehr viel unterstützen und habe mir selbst viel Druck gemacht, weil sie in der Schule unter Leistungsdruck stand, und so habe auch ich sie wieder unter zusätzlichen Druck gesetzt. Ich bin

eigentlich sehr strukturiert, und dieses Durcheinander und der ständige Wechsel von Regeln und Vorgaben waren sehr anstrengend für mich.

Wie hat Ihre Tochter diese Zeit erlebt?

Yesim: Am Anfang war es schwierig, weil sie es nicht verstanden hat. Sie wollte raus, wollte Freundinnen treffen, die Großeltern besuchen. Die Schule hat mit den Schülerinnen und Schülern geredet, und dann haben sie es verstanden, dass sie nicht rausdürfen, weil auch sonst niemand rausdarf. Aber sobald sie draußen ein Kind gesehen hat, hieß es: Warum darf die und ich nicht?

Ist es jetzt entspannter?

Yesim: Nein, denn durch die Öffnung werden die Arbeiten, die liegengeblieben sind, auf einmal nachgeholt und das verursacht noch mehr Stress. Ich bin aber froh, nicht mehr in der alten Wohnung zu sein, weil die Wohnung kleiner und unbequemer war als die jetzige Wohnung. Ich hatte in der alten Wohnung keinen Balkon. Im ersten Lockdown war es schlimm, weil uns eine Freifläche gefehlt hat, sodass meine Tochter sich auf die Küchenzeile gesetzt hat und das Fenster aufgemacht hat um Luft zu schnappen.

Fabio: Bei mir war es auch stressig, weil man viele Telefonate führen musste, Sicherheitsmaßnahmen durchsetzen. Es war auch ein dauernder Stress, weil immer neue Verordnungen kamen. Wir

haben uns auch isoliert, aus Sicherheitsgründen. Man hatte auch manchmal das Gefühl, dass man die Situation nicht mehr lang durchhält. Jetzt in der Krise sieht man auch die Kluft zwischen Reich und Arm. Für Leute mit Terrasse und Garten war der Lockdown wie Urlaub. Auch wir haben es gut überstanden, aber wenn man zu sechst in einer kleinen Wohnung sitzt, ist das schon anders. Wir haben am Anfang sehr viel Nachrichten geschaut, aber irgendwann merkt man, es tut einem nicht gut, wenn man mit den negativen Informationen überschüttet wird. Wir haben uns dann aushelfen können durch Unternehmungen draußen in der Natur, wir waren viel im Wald.

Yesim: Man konnte halt nur nicht einfach essen gehen! Das hat schon gefehlt, diese Kombination aus spazieren und essen gehen.

Fabio: Am Anfang haben wir uns viel liefern lassen, danach haben wir begonnen vermehrt selbst zu kochen. Ich habe schon immer gerne gekocht, das entspannt mich. Wir haben auch darauf geachtet, dass wir immer genug Vorräte zu Hause haben. Wir hatten zum Beispiel 20 Packerln Nudeln zu Hause. Auch, weil man nicht andauernd einkaufen gehen will, das Einkaufen war ja sehr stressig, und wir wollten so wenig Risiko wie möglich eingehen, weil unsere Nutzer:innen teilweise Hochrisikogruppen angehören.

Yesim: In der alten Wohnung mit 50 Quadratmetern hatte ich die Vorräte auf der Küchenzeile gestapelt.



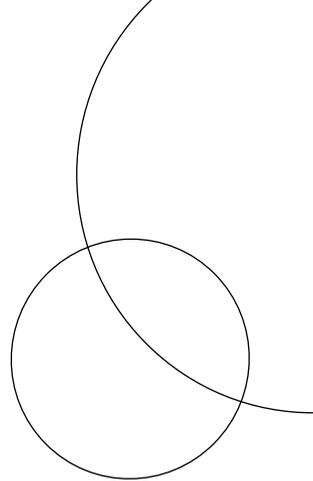
***Wie sieht euer
Alltagsrhythmus heute aus?***

Fabio: Für uns war immer der Abend etwas Kostbares. Wenn der Arbeitstag ein Ende gefunden hat, das Kind im Bett war und wir entspannt vor dem Fernseher sitzen und plaudern konnten.

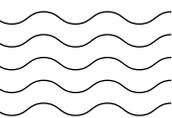
Yesim: Corona hat Kayras Rhythmus verändert, sie ist später aufgestanden und später schlafen gegangen. Also sind wir auch länger wach geblieben, weil wir den entspannten Feierabend auskosten wollten.

***Wie seht ihr dem
Herbst entgegen?***

Yesim: Wir sollten nicht darüber nachdenken! (lacht) Ich kann es schwer einschätzen. Ich glaube, es wird weniger streng sein als vorher. Durch die Impfung und die regelmäßigen Testungen gibt es mehr Sicherheit bei Mitarbeiter:innen und Lehrpersonal. Ich werde auch lockerer sein, was die Schule betrifft, und mich mehr auf meine Arbeit konzentrieren. Hoffentlich wird alles wieder ein wenig normaler. **MN**



Noch wohnt Julia Weinelt bei ihren Eltern. Im Frühjahr 2022 zieht sie dann mit ihrer besten Freundin Janina in die Leysersstraße im 14. Bezirk. Die WG der beiden nachtaktiven Eulen wird vor allem ein Ort des Kochens, Essens und geselligen Spielens sein. Denn in den späten Abend- und frühen Nachtstunden kann sich Julia am besten konzentrieren. Und dann wird sie ihrer künftigen Mitbewohnerin beim Munchkin-Spielen so richtig einheizen.





22:34

Julia, Janina und Munchkin

Julia Weinelt redet sehr gerne und auch sehr viel – zumindest behauptet sie das von sich selbst. Zum Beispiel darüber, dass sie mal ein paar Monate in München gelebt und für die ARD-Serie „Sturm der Liebe“ die Social-Media-Kanäle im Zuge eines Praktikums mitbetreut hat. Das war in der Tat ein recht stürmischer Job, erzählt die 22-Jährige, denn die Fan-Community sei riesig und zum Teil voll krass in die Romantikserie vernarrt. Derzeit studiert die halbe Waldviertlerin, die noch mit ihren Eltern zusammenwohnt, Publizistik und Kommunikationswissenschaften – und träumt davon, nach ihrem Studium als Journalistin zu arbeiten. Außerdem macht sie ein Praktikum bei der Bezirkszeitung.

Wie war die Zeit im Corona-Lockdown?

Meist ganz gut. Ich wohne mit meinen Eltern und meiner Zwillingsschwester in einer schönen, angenehm dimensionierten Wohnung in der Nähe vom Westbahnhof, und unter normalen Umständen passt die Wohnung für uns vier wirklich wunderbar. Aber im Lockdown ist uns manchmal die Decke auf den Kopf gefallen. Einerseits mussten wir uns räumlich ziemlich gut aufteilen, sodass wir in Ruhe lernen und arbeiten konnten, während die anderen oft gezoomt oder telefoniert haben. Und andererseits sind wir zu viert in einer Wohnung mit unserer Internetbandbreite an technische Grenzen gestoßen. Onlinevorlesungen und Zoom-Meetings mit Kamera brauchen einfach mehr Bandbreite.

Was heißt das? Was habt ihr dann gemacht?

An manchen Tagen mussten wir uns ausmachen, wer im Falle einer Onlineprüfung oder einer wichtigen Zoom-Besprechung gerade digitalen Vorrang hat. Die anderen sind in dieser Zeit auf einen digitalen Hotspot umgestiegen.

Was habt ihr gemacht, um euch im Lockdown nicht gegenseitig zu nerven?

Wir haben Verständnis füreinander gehabt. Und egal, wie dicht und stressig und angespannt es manchmal war: Im Corona-Lockdown hatten wir das Ritual, dass wir zu Mittag gemeinsam essen und am Nachmittag auch eine gemeinsame Kaffeepause einlegen. Ich habe das sehr schön gefunden, weil uns diese Rituale gut strukturiert

haben. Jeden Tag hat jemand anderer gekocht und sich um den Kaffee gekümmert. Das hat super funktioniert. Nach den Pausen ist jeder wieder in seine Lern- und Arbeitshöhle verschwunden und hat mit dem weitergemacht, was er grad zu tun hatte.

Klingt super. Und das hat monatelang funktioniert?

Ja, eigentlich schon. An manchen Tagen war es mir tatsächlich zu viel Nähe, in diesen Fällen bin ich in die Wohnung meines Freundes gefahren. Er war untertags nicht da, und so hatte ich zumindest ab und zu eine ganz ruhige Lernumgebung für mich allein. Das war sehr angenehm, denn die ganze Zoom-Lernerei und die vielen, vielen Onlinevorlesungen sind mit der Zeit sehr anstrengend, wenn man stundenlang vor dem Laptop sitzt.

Du wirst bald in die Leyserstraße ziehen. Was kannst du denn über die neue Wohnung erzählen?

Ich freu mich schon voll drauf. Allerdings werde ich da nicht allein einziehen, sondern mit meiner besten Freundin Janina. Wir hatten schon lange den Plan zusammenzuziehen, und nachdem die Wohnung 81 Quad-

ratmeter hat, ist sie groß genug, dass unsere Partner zu Besuch kommen oder phasenweise bei uns wohnen können. Platz haben wir ja genug. Ich stell mir das alles recht entspannt und unkompliziert vor.

Eure Wohnung hat zwei Schlafzimmer, die unterschiedlich groß sind. Wie habt ihr die Raumaufteilung gelöst?

Das eine Zimmer hat etwas über elf, das andere etwas über 13 Quadratmeter, also ja, es gibt einen kleinen Unterschied. Das eine Zimmer liegt gleich neben der Wohnungstüre, das andere wird aus dem Wohnzimmer betreten. Wir haben uns darüber unterhalten, wer welches Zimmer kriegt. Nachdem ich in der Wohnung länger bleiben möchte und Janina wahrscheinlich nach drei Jahren wieder ausziehen wird, haben wir uns geeinigt, dass ich das größere Zimmer bekomme. Aber das alles ist eh kein Malheur, denn wir haben ja zum Glück ein ziemlich großes Wohnzimmer. 35 Quadratmeter!

Das ist viel Platz.

Ja, sehr super. Außerdem haben wir eine Loggia im Osten und einen riesengroßen Südbalkon. Der Wahnsinn!





Ich schaffe es sogar, dass Kakteen eingehen!

Habt ihr schon eine Idee, wie ihr den gemeinsamen Wohnbereich nutzen werdet?

Ja, vor allem zum Kochen, Essen, Feiern. Janina ist eine sensationelle Köchin und liebt es, Gemüse anzubauen. Wir haben uns überlegt, dass wir den Südbalkon zum Garteln und die Loggia im Osten vor allem als Frühstücksoase nutzen werden. Ich glaube, dass wir oft aufkochen und Freundinnen zum Essen einladen werden. Ich denke, das wird eine ziemlich schöne, genussvolle WG sein!

Was werdet ihr anbauen?

Gurken, Zucchini, diverse Kräuter. Vor allem aber Paradeiser! Wir lieben Paradeiser in allen Farben, Formen und Größen.

Wer wird die Pflanzen gießen?

Janina. Sie ist diejenige mit dem grünen Daumen. Ich werde im Notfall gießen, wenn sie mal nicht da ist, wobei man mir dann wirklich ganz genau sagen muss, was zu tun ist, damit ich die Pflanzen nicht umbringe. Und nur damit du eine Vorstellung kriegst, wovon ich rede: Ich schaffe es sogar, dass in meiner Anwesenheit Kakteen austrocknen und eingehen!

Gibt es irgendwelche Konflikte, die zu befürchten sind?

Du meinst, bis auf die entwässerten Pflanzendramen? Eigentlich nicht. Janina und ich sind beide ziemlich nachaktive Menschen. Am späten Abend und in den Nachtstunden komme ich so richtig in Fahrt, kann dann gut lernen, kann mich wunderbar konzentrieren.

Bis wann hält die Konzentrationsphase an?

Ich würde sagen von 18 Uhr bis circa zwei Uhr nachts.

Das heißt, du verbringst deine Abende vor allem lernend?

Natürlich nicht alle! Wie gesagt, ich liebe es, gemeinsam zu kochen und zu essen. Besonders freue ich mich, wenn wir in der WG nach dem Essen mit Freunden spielen und herumblödeln. Mein Lieblingsspiel ist „Munchkin“ – ein spannendes Kartenspiel, das neben Fantasie auch ein bisschen strategisches Denken erfordert.

Wer gewinnt?

Immer die Bessere. Wir bleiben einander nix schuldig.

WOJ

23:44

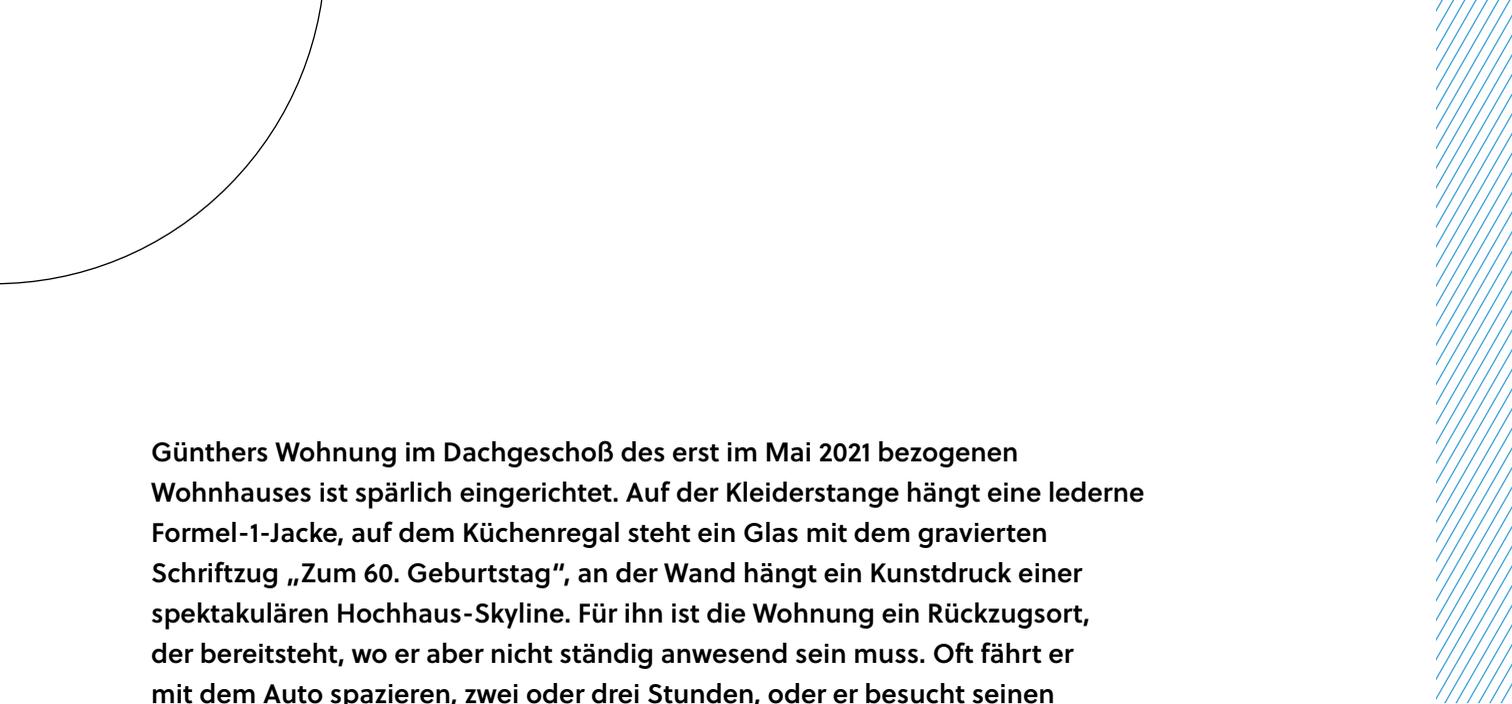


23:44



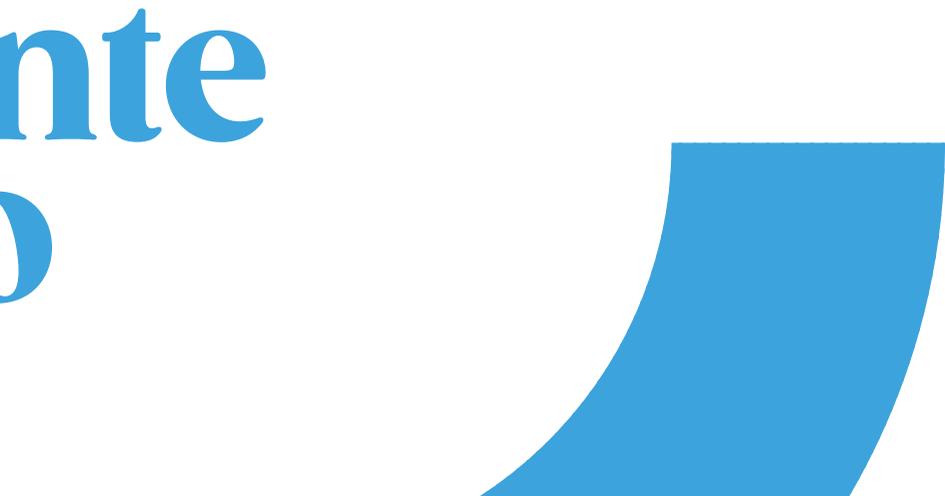
Günther beginnt das Leben, das er gern geführt hätte: als Polizist, der mit dem Auto durch die Stadt kurvt, für Recht und Ordnung sorgt und den Gangstern den Garaus macht. Seine Nächte verbringt er in dieser Rolle in einem Onlinespiel am Computer – in seiner Einzimmerwohnung in einem Wohnhaus für ehemals Obdachlose. Betrieben wird das Haus Marion von der Organisation ARGE in der Schenkendorfgasse in Wien-Floridsdorf.

Man nennt ihn Bongo



Günthers Wohnung im Dachgeschoß des erst im Mai 2021 bezogenen Wohnhauses ist spärlich eingerichtet. Auf der Kleiderstange hängt eine lederne Formel-1-Jacke, auf dem Küchenregal steht ein Glas mit dem gravierten Schriftzug „Zum 60. Geburtstag“, an der Wand hängt ein Kunstdruck einer spektakulären Hochhaus-Skyline. Für ihn ist die Wohnung ein Rückzugsort, der bereitsteht, wo er aber nicht ständig anwesend sein muss. Oft fährt er mit dem Auto spazieren, zwei oder drei Stunden, oder er besucht seinen Kameraden in Wien-Simmering, den er seit über 30 Jahren kennt und der eine ähnliche Laufbahn hat wie er. Diese Laufbahn führte über die Wiener Unterwelt und diverse Haftanstalten bis zum Ausstieg aus dem Rotlichtmilieu und in eine Arbeit, die er jedoch mit Mitte 40 aufgeben musste. Seine Hobbys sind Computerspielen und Formel 1. Vor dem Haus steht ein aufgemöbelter und blankpolierter Jaguar, Baujahr 2010.

„Den Jaguar habe ich mir gegönnt, als ich von der Gemeinde Wien eine Entschädigungszahlung bekommen habe. Ich war ein sogenanntes Heimopfer; ich war auf der Hohen Warte. Außer der einmaligen Entschädigung bekomme ich eine monatliche Pension vom Sozialministerium, nach dem Heimopferrentengesetz. Davon bezahle ich die monatlichen Kosten für das Auto.“





Man vereinsamt schnell, wenn man nicht unter Leute geht.

In Pension bin ich seit 2017, aber bereits mit Mitte 40 bin ich in die Arbeitsunfähigkeit gegangen, weil ich unter einer Sozialphobie leide – das hängt mit meiner Vorgeschichte zusammen. Davor war ich selbstständig, als Spediteur.

Trotz meiner Sozialphobie versuche ich, mich an Orten aufzuhalten, wo viele Leute sind. Nicht in einem geschlossenen Raum, aber auf Plätzen, wo was los ist, wo Bewegung ist. Auf dem Reumannplatz zum Beispiel, oder ich gehe auf der Brünner Straße spazieren. Ich muss nicht mit jedem quatschen, aber wenn man eine Zeit lang gar nicht rausgeht oder mit niemandem Kontakt hat, dann schaut man schon komisch, wenn man nur von wem begrüßt wird. Man vereinsamt schnell, wenn man nicht unter Leute geht.

Vor der Schenkendorfgasse war ich eineinhalb Jahre im Haus Sama, das ist ein Übergangswohnhaus in Favoriten. Das war nichts für mich – ich habe gern meine Ruhe. Hier in der Gegend, in Floridsdorf, lote ich gerade aus, wo es ein Café oder ein Wirtshaus gibt, wo normale Leute sind. Eine Tarockpartie, einmal in der Woche, wäre leiwand. Was du vergessen kannst, sind die Branntweiner. Wenn die Gäste schon um 10 Uhr den ersten Rausch hinter sich haben, kannst du es vergessen. Weil: Es wird nicht besser, es wird nur schlechter. Da kommt es mir hier im Haus sehr entgegen, dass ich kommen und gehen kann, wann ich will. Ich bin unabhängig, das ist mir sehr wichtig. Denn davor habe ich immer nur bei Frauen ge-



Ich will nicht irgendwann im Häfn sterben, also zack, arbeiten gehen.

lebt – ich habe eigentlich nie meine eigene Wohnung gehabt, bin von einer Frau zur nächsten gezogen. Das war eine Katastrophe. Ich habe zwar gut verdient, aber das Geld am falschen Platz ausgegeben: gearbeitet, mit einer Frau zusammengezogen, Wohnung hergerichtet, getrennt, wieder ausgezogen – und das immer wieder von Neuem. Das war mein Fehler.

Hockstad (arbeitslos) war ich nie, also dass ich mich hinlege und die Frau geht arbeiten. Im Gegenteil, Geld habe ich schon angeschafft. Aber ich habe es halt falsch investiert: Wohnung hergerichtet, Auto gekauft. Da denkst du, jetzt habe ich den richtigen Partner gefunden, jetzt fangen wir bei null an und geben Vollgas. Da kann ich nicht leben mit den alten Möbeln vom Ex-Haberer. Also habe ich immer alles weggerissen und neu angeschafft. Hätte ich das Geld lieber auf die Seite gelegt, hätte ich eine Genossenschaftswohnung nehmen können oder was auch immer.

Kinder habe ich zum Glück keine, wollte ich auch nie. Mit meinem Lebenswandel, früher, wäre das ohnehin nicht möglich gewesen. Ich war im Rotlichtmilieu am Gürtel. Bodyguard, Türsteher, Geldeintreiber. Ich kenne alles. Aber ich habe den Absprung geschafft. Ich habe mir gesagt: Ich will nicht irgendwann im Häfn sterben, also zack, arbeiten gehen. Ich bin jetzt seit 22 Jahren straffrei, und das finde ich für mich schon eine super Leistung.

Ich bin immer noch da

Der Absprung ist nicht leicht, denn du kriegst einen gewissen Slang, ein gewisses Auftreten. Du merkst das überhaupt nicht, aber die Körpersprache der anderen im Milieu färbt ab. Und das ist die Schiene, wo du schwer rauskommst. Weil auch wenn du sagst, ich will die Haberer alle nimmer sehen, die Körpersprache bleibt dir, der Gesichtsausdruck und dieses Immer-am-Sprung-Sein. Das ist schwierig zum Abgewöhnen.

In der Szene wurde ich Bongo genannt, weil ich gern Schlagzeug spielte, und dort hatte ich meine Familie gefunden. Meine eigene Familie war zerbrochen, also der Vater hat sie zerbrochen, und somit war das meine Familie. Bevor ich meinen Vater oder meinen Bruder angerufen hätte, wenn was war, habe ich meine Haberer angerufen. Das war eine gelebte Loyalität. Und der Spruch stimmt auch in dem Milieu: Was Besseres kommt nicht nach. Dann sind diese Möchtegern-Gangster gekommen mit ihren Goldketterln, sodass sie gleich auffallen um jeden Preis. Das war nicht mein Stil, das war nicht, wie ich aufgewachsen bin.

Die guten „Bücha“ (Pülcher, umgangssprachlich für Ganoven) waren alle ruhig. Wir wären zu dritt nie in ein Lokal reingegangen und hätten Leute aufgefäut. Unter uns gab es eine Ehre, die Pülcher-Ehre, so hat der Ehrenkodex bei uns in Wien geheißen. Wenn du gesagt hast, gib mir die Hand, Pülcher-Ehre, dann war das: ein Mann ein Wort. Da hat es keine Diskussion gegeben. Wie soll ich sagen, im Nachhinein ... es war eine schöne Zeit. Aber auch eine verlorene.

Gut, ich war halt im Häfn, aber dafür habe ich mir erspart, mit einer Spritze am WC gefunden zu werden. Ich bin immer noch da. Ich bin gesund, mache Sport, auch heute noch, dabei bin ich schon 61. Ich habe immer gesportelt. Damals war körperliches Geschick wichtig – schneller sein, gschwinder sein. Bevor der Aschenbecher im Gesicht landet. Einmal habe ich einen kassiert. Da hatte ich keine Chance, das war ein Knock-out. Licht aus. Da hatte ich Glück, dass ich das Auge behalten habe.



Deshalb habe ich mich auch nie dem Suff hingeeben. Im Alkohol bist du leichter ein Opfer. Und ich war ganz selten in meinem Leben das Opfer, ich war immer der Gewinner. Aber im Rausch lassen die Reflexe nach. Das Gefährliche ist, dass du gewisse Situationen falsch einschätzt. Du siehst Menschen als Feinde, dabei sind sie gar keine.

Ich habe mir angewöhnt, immer die ruhigen Leute im Auge zu behalten, die sind die gefährlichen. Die, die die Goschn aufreißen, sind wurscht – du musst auf die ruhigen Leute aufpassen. Wenn eine laute Gruppe kommt und einer sitzt dort, trinkt sein Bier, telefoniert dazwischen, horcht sich das Gegröle an: auf den musst du aufpassen, weil der ist wie eine Handgranate. Die Leute, die schreien und diskutierten, haben keine Zeit; die sind so mit sich beschäftigt, dass sie gar nicht merken, was für einen Blödsinn sie von sich geben. Aber die ruhigen haben den Rundumblick, sie sehen und hören und explodieren plötzlich. An der Körpersprache kannst du über einen Menschen viel rauslesen.

Das mag ich an der Formel 1: Es gibt keine Streiterei, keine Gewalt. Fußball, das ist eh immer nur Sauferei und Schlägerei, das gibt's bei der Formel 1 nicht. Das habe ich noch nie gehört, dass sich Mercedes-Fans mit Ferrari-Fans in der Schnellbahn geprügelt hätten. Das gibt es einfach nicht. Deshalb: So wie andere Fußballer sind, bin ich Ferrarist.

Fast wie im echten Leben

Mein anderes Hobby ist das Computerspielen, damit verbringe ich sehr viel Zeit. Mein Leben findet eigentlich in der Nacht statt. Die Nacht strahlt eine eigene Ruhe aus. Bis 2 oder 3 Uhr in der Früh zocke ich mit anderen online. Wenn die Leute aufhören zu spielen, höre ich auch auf, und wir verabschieden uns alle. Aber am Wochenende kann es schon die Nacht durchgehen bis zum nächsten Mittag.

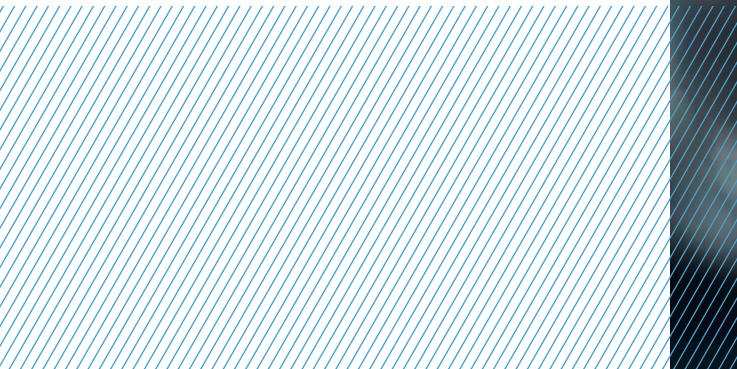
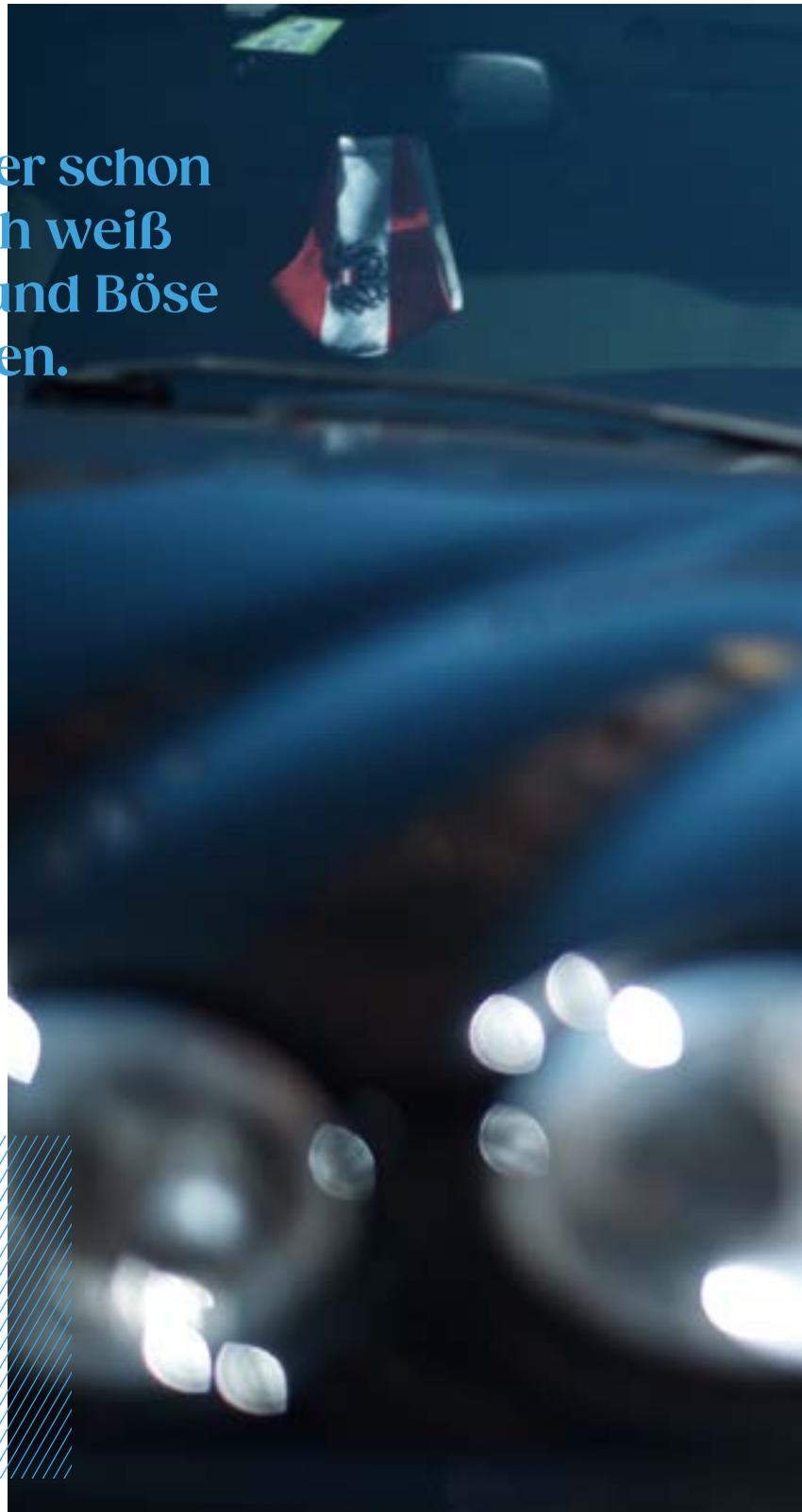
Ich spiele Grand Theft Auto V. Da verkörpert man eine Rolle, alles ist so realistisch, wie im echten Leben. Aber wenn du irgendwas von deinem privaten Leben preisgibst, bist du draußen. Das sind zwei getrennte Welten.

In GTA V bin ich der Polizist. Eigentlich wollte ich das immer schon sein. Ich bin ein starker Gerechtigkeitsfanatiker, und ich weiß zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Ich habe ein sehr starkes Rechtsempfinden, und das kann ich dort ausleben – was ich im echten Leben wegen meiner Vergangenheit nicht kann. Mein bester Freund und ich wären beide gern zur Spezialeinheit gegangen, beim Bundesheer oder bei der Polizei, das hätten wir schon gern gemacht. Aber es ist halt anders gekommen. Und in dem Spiel kann man das ausleben. Es gibt Funk und Disziplin, man muss Paragraphen lernen und Prüfungen ablegen, Dienstzeiten einhalten und mit den Kolleginnen und Kollegen Dienstanweisungen nachgehen – wie im echten Leben. Und wir – mein Freund ist im Spiel auch Polizist – verfolgen Drogendealer und Banden.

Es ist eine Fantasiewelt, aber das ist der Alltag, den wir gerne gehabt hätten. Ich glaube, ich hätte das gut gemeistert; ich fühle mich dafür prädestiniert. Ich würde nicht wegen jedem Blödsinn Tohuwabohu machen, aber alle, die wirklich Scheiße bauen, die hätten schon mir gehört. Als Zivilstrafbeamter hätte ich den ganzen Tag zu tun. Wenn mich da – wie es mir im echten Autoverkehr täglich passiert – wer von rechts überholt und mir auch noch den Finger zeigt, hole ich schon das Blaulicht raus. Das vergisst er nie wieder.“

AS

**Ich wollte immer schon
Polizist sein. Ich weiß
zwischen Gut und Böse
zu unterscheiden.**





Wir sind parteiisch, für unsere Leute

Felix Adensamer-Schwarz ist Sozialarbeiter und Ansprechpartner für die insgesamt 48 Bewohnerinnen des Haus Marion in der Schenkendorfasse. Falls jemand mal mit etwas nicht zurechtkommt – sei es administrativ, gesundheitlich oder psychisch – ist er im ebenerdigen Büro von Felix Adensamer und seinen Kolleginnen am richtigen Ort.

Jeder ist Experte für sein eigenes Leben. Das von der ARGE hier – und an zwei anderen Orten bereits erfolgreich – umgesetzte bedürfnisorientierte Konzept setzt auf die Selbständigkeit der Bewohner: Sie besorgen ihren Haushalt selbst und kümmern sich um Behördenwege. Solange es geht.

Viele, die über den Fonds Soziales Wien einen Wohnplatz im Haus Marion vermittelt bekommen, „haben schon mehrere Instanzen der Wohnungslosenhilfe durchlaufen“, so Adensamer. Seit Mai 2021 wird das Haus nun bewohnt; jede Wohneinheit ist rund 23 Quadratmeter groß und hat eine Nasszelle und eine Wohnküche. Ein Kühlschrank, eine Kochgelegenheit mit zwei Herdplatten, ein Bett mit Stauraum, ein Kasten, ein Tisch, zwei Sessel und eine Kommode sind in der Nutzungsgebühr inkludiert. Wie die Wohnung weiter eingerichtet und gestaltet wird, bleibt jedem selbst überlassen. Auch, ob er oder sie ein Haustier mitbringt.

„Wir gehen nicht aktiv auf die Leute zu und nötigen sie, etwas zu tun“, erklärt Adensamer den Zugang der Sozialarbeiterinnen, „sondern wir bieten das Gespräch mit uns an. Wenn das nicht angenommen wird, dann akzeptieren wir das.“ Manche kommen wegen psychosozialer Probleme, wegen Vereinsamung etwa; viele klopfen mit Fragen zum Mindestsicherungsantrag an die Tür der Sozialarbeiter. Diese Hilfestellungen bei bürokratischen Angelegenheiten haben sich in letzter Zeit gemehrt, erzählt Adensamer, denn das Ausfüllen der Formulare und Zusammenstellen der Anträge werde ganz offenbar immer komplizierter: „Ich habe das Gefühl, dass in der Politik schon darauf geschaut wird, den Zugang zu sozialen Hilfen so unangenehm wie möglich zu gestalten und auch immer höhere Barrieren einzubauen.“



Leistbar und wohnlich

1210 – Schenkendorfgasse 18
Seite 160

Das Haus Marion ist das dritte von der WBV-GPA für die ARGE Wien errichtete Wohnhaus. Wohnungslose Menschen, die keinen Anspruch auf eine Gemeinwohnung haben, finden hier vom Fonds Soziales Wien besonders geförderte Mietwohnungen und bei Bedarf soziale Betreuung vor Ort. Groß ist die Nachfrage nach solchen Projekten, klein das Angebot an passenden Grundstücken zu finanzierbaren Preisen. Was anderswo der Profitmaximierung dient – nämlich den vorhandenen Bauplatz bestmöglich ausnutzen – ist in diesem Fall schlichte Notwendigkeit. Eva Češka und Fritz Priesner (čppa – češka priesner partner architektura) gelang es dennoch, mit gezielt eingesetzten Gestaltungsmitteln ein wohnliches Ambiente zu schaffen. In die ruhige Wohngegend fügt sich das Haus mit seiner fein gegliederten Fassade elegant ein. Die sanfte Faltung der Erdgeschoßfassade ist

eine einladende Geste, die dem Eingang mehr Volumen gibt. Der darüber drei Fensterachsen breit auskragende Erker maximiert vom ersten bis zum vierten Obergeschoß die Wohnfläche. Das Gesicht des Hauses bestimmen die Paarungen von stehenden bodentiefen Fenstern mit liegenden Fenstern, die vom Esstisch aus Ausblick in Aughöhe gewähren. Akzente in sattem Gelb sorgen innen ebenso für eine heitere Grundstimmung wie das lichtdurchflutete Stiegenhaus. Ob das Sitzbankerl beim Übergang vom Stiegenhaus zum hofseitigen Gemeinschaftsbereich, die runden Öffnungen in der Stiegenhausspindel, die Durchblicke gewähren, die Terrasse mit Pergola oder die mit gleicher Sorgfalt wie an der Straßenseite gestaltete Hoffassade: Wertschätzung für die Bewohnerschaft drückt sich hier auch in der Summe der aufmerksam ausgeführten Kleinigkeiten aus. **FL**

Impressum

Medieninhaberin und Herausgeberin

Wohnbauvereinigung für Privatangestellte
Gemeinnützige Ges.m.b.H.
Werdertorgasse 9, 1010 Wien
www.wbv-gpa.at

Projektleitung

Stefan Loicht

Konzeption

Stefan Loicht, Anna Souček, Markus Zahradnik-Tömpe

Redaktion

Saskia Blatakes, Wojciech Czaja, Franziska Leeb,
Maik Novotny, Anna Souček

Lektorat

Susanne Höfler

Fotografie

Florian Albert (wenn nicht anders angegeben)

Gestaltung

Schrägstrich Kommunikationsdesign GmbH
Johanna Kleedorfer
www.schraegstrich.com

Papier

Munken Kristall

Schriften

Gazpacho | Soleil

Druck

Wograndl Druck GmbH



tzt. Es wurde noch nie

Menschen, die in Wohnungen der WBV-GPA leben, öffnen ihre Türen und erlauben Einblicke in ihren Alltag. Es ist ein Alltag, der durch die Pandemie in den vergangenen Monaten – angesichts der Ausgangsbeschränkungen und der Vermeidung persönlicher Kontakte – auf den Kopf gestellt worden ist. Da wurde der Balkon zum Fitnesscenter, die Küche zum Besprechungszimmer, das Kinderzimmer zum Klassenraum und der Garten zum Tor in die in weite Ferne gerückte Außenwelt. Viele haben ihre Bedürfnisse überdacht, sich anders eingerichtet oder überhaupt eine neue Unterkunft gefunden. Dieses Buch gibt einen Überblick über neun Wohnhausanlagen, die die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte seit 2019 gebaut hat; es ist aber auch eine Momentaufnahme einer Zeit, in der mehr, anders, vielleicht intensiver gewohnt wird, als man sich je hätte vorstellen können. Als man es gewohnt war.

